81.
81422
-1-

81.
81422 – 1

Bedingungen.

...nnement auf deutsche Bücher für ein ...s Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld

für jeden Band täglich . . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Fr...

22061.

6
7
4
5
2
4
4
5
9
7
8
8

<36624876160018

<36624876160018

Bayer. Staatsbibliothek

Große Männer im Hauskleide.

I.

Heinrich IV.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

F. Heine.

Leipzig, 1855.

Verlag von Chr. E. Kollmann.

G. n. 5764

Lindauersche Bibliothek

Große Männer im Hauskleide.

I.

Heinrich IV.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein bekanntes Sprichwort sagt, daß Keiner seinem Kammerdiener gegenüber ein großer Mann ist.

Wie alle Sprichwörter enthält dieses Wahres und Falsches.

Vielleicht würde so mancher große Mann, wenn ein scharfer Beobachter ihn in seinen Privatgewohnheiten studirte, die Größe in der Einfachheit, die Poesie durch das Glas der Prosa aufsuchte, das Ideal von der Wirklichkeit sonderte, trotzdem nur noch größer erscheinen.

Die Wirklichkeit ist in unseren Augen keineswegs ein Grab, von welchem alle irdische Größe verschlungen wird; es ist im Gegentheil ein Fußgestell, welches die wahre Größe nur noch mehr hervorhebt.

Einstweilen aber, und da wir bemerkt haben, daß die Geschichte in der That zuweilen eine recht alberne Person ist, uns die Helden fast immer nur im Ceremonienkleide darstellt, als ob sie sich schämte, sie uns im Hauskleide erblicken zu lassen, wollen wir es mit Hilfe

einiger Notizen, die wir den Kammerdienern unserer Helden entlehnen, versuchen, die von den gewöhnlichen Geschichtsschreibern gelassenen Lücken auszufüllen.

Uns sind die Statuen lieber, um die man rund herumgehen kann, als die in die Mauern eingesetzten Basreliefs.

Beginnen wir mit König Heinrich IV. von Frankreich. Vielleicht, wenn diese kleinen Studien beifällige Aufnahme finden, wagen wir es sogar, bis zu Alexander hinaufzusteigen.

I.

Heinrich IV. erblickte das Licht der Welt zu Pau, am 13. December 1553.

Er war der Sohn Antons von Bourbon, ein Enkelsohn des Grafen von Clermont, sechsten Sohn Ludwigs des Heiligen.

Freilich war dieser Anton von Bourbon ein ziemlich herabgekommener Nachkomme eines so großen Ahnherren, ein sehr armer Herr, abwechselnd Katholik und Protestant, Protestant und Katholik.

Als er bei der Belagerung von Rouen getödtet ward, war er zufällig eben Katholik, woraus hervorgeht, daß er von einem Hugenotten getödtet worden ist.

Wie er getödtet ward, ist ein historisches Problem, von dem uns seine Grabschrift nur eine andeutende Lösung giebt:

Ami lecteur, le prince ici gisant
Vécut sans gloire et mourut en —

(Wollt Ihr den Lebenslauf des hier Begrabnen wissen?
Er liebte ohne Ruhm und endete beim –)

Wir müssen es dem Leser überlassen, den Reim zu finden, da wir uns leider nicht die Naivetät dieser alten Grabschrift erlauben dürfen.

Die Mutter unseres Helden war Jeanne d'Albret, ein wahres Kapitalweib! — wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt. Von Vaterseite her erbte sie das Königreich Navarra, und als sie im Jahre 1562 durch dessen Tod in den Besitz dieses Königreichs gelangte, führte sie daselbst im Jahre 1567 den Calvinismus ein. Unter dem Vorwande der Vermählung ihres Sohnes mit Margarethe von Valois an den Hof von Frankreich gelockt, starb sie in Paris zwei Monate vor der Bartholomäusnacht, wie man sagt, durch ein Paar Handschuhe vergiftet, die ihr Katharina von Medicis geschenkt hatte. Wir werden später darauf zurückkommen.

Der Oheim Heinrichs IV. war jener liebenswürdige Prinz von Condé, der bei Jarnac von Montesquiou ermordet ward, und der, trotz seiner unansehnlichen Gestalt und eines kleinen Buckels, sein ganzes Leben lang der Günstling der Frauen gewesen war.

Auf ihn hatte man jenen Reim gemacht:

Ce petit homme si gentil,
Qui touyours chante et touyours rit,
Toujours caresse sa mignonne —
Dieu gard' de mal le petit homme!

(Dieser kleine so zierliche Mann, der immer singt und immer lacht, immer sein Schätzchen liebkost — Gott behüte den kleinen Mann vor allem Uebel!)

Jeanne d'Albret befand sich eben mit Anton von Bourbon in der Picardie, deren Gouverneur dieser war und wo er an der Spitze einer Armee gegen Karl V. den kleinen Krieg führte, als sie ihre Schwangerschaft inne ward. Sie ließ diese Nachricht sogleich ihrem Vater, Heinrich d'Albret, König von Navarra, mittheilen, der sie eben so schnell zu sich berief.

Sie nahm Abschied von ihrem Gemahl, verließ Compiegne, reiste durch ganz Frankreich und langte am 4. December 1553 zu Pau in Bearn an.

Die wackere Jeanne kehrte nicht ganz ohne Besorgnisse in ihre Vaterstadt heim. Ihr Vater hatte eine Geliebte, die ein sehr intriguantes Weib war und man munkelte allerhand, Heinrich d'Albret habe bereits sein Testament zu deren Gunsten und zum Nachtheile seiner Tochter gemacht.

Aber Jeanne war nicht die Frau darnach, über so etwas lange in Ungewißheit zu bleiben, und schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft wagte sie es, ihrem Vater einige Worte über dieses Testament zu sagen.

„Schon gut, schon gut!" antwortete dieser; „ich werde Dir das Testament zeigen, wenn Du mir das Kind gezeigt haben wirst; aber ich stelle noch eine Bedingung dabei."

„Welche?" frug Jeanne.

„Damit Du mir nicht ein weinerliches, griesgrämiges Kind zur Welt bringest, so verlange ich, daß Du mir während der ganzen Dauer der Entbindung ein lustiges Lied singest."

Jeanne ging auf die Bedingung ein.

Am 13. December, das heißt, neun Tage nach ihrer Ankunft in Pau, stellten sich die ersten Geburtswehen ein.

Sie schickte sogleich zu ihrem Vater, befahl aber ausdrücklich, ihm nicht zu sagen, um was es sich handle.

Als der König ins Zimmer trat und seine Tochter singen hörte, rief er:

„Aha! wie es scheint, geht es los und ich werde bald Großvater sein; das ist schön!"

Selbst während der heftigsten Schmerzen unterbrach Jeanne ihren Gesang nicht und gebar singend. In der That bemerkte man auch, daß Heinrich, ganz im Gegentheil mit anderen Kindern, die gleich bei der Geburt weinen, lachend auf die Welt kam.

Kaum war das Kind aus dem Schooße der Mutter, als der alte König sich sogleich versicherte, daß es ein Knabe sei.

Augenblicklich lief er in sein Zimmer zurück, holte das in einer goldenen Kapsel eingeschlossene Testament, brachte es der Prinzessin, und der Wöchnerin mit der einen Hand die Kapsel gebend, mit der anderen das Kind nehmend, sprach er:

„Meine Tochter, Das da ist für Dich, und Das ist für mich!"

Und, die goldene Kapsel auf dem Bette lassend, nahm er das neugeborene Kind, in seinen Rockschooß gewickelt, mit sich fort.

In seinem Zimmer angekommen, rieb er ihm die Lippen mit einer Knoblauchzehe und füllte ihm einen Fingerhut voll Wein ein, die Einen sagen, es sei Cahors gewesen, die Anderen Arbois.

Das Wappen von Bearn sind zwei Kühe. Als die Königin Margaretha, die Gemahlin Heinrichs d'Albret, mit der kleinen Jeanne niedergekommen war, sagten die Spanier:

„Wunder! die Kuh hat ein Lämmchen zur Welt gebracht."

Jetzt aber rief Heinrich von Bearn, seinen Enkel liebkosend:

„Wunder über Wunder! das Lämmchen hat einen Löwen zur Welt gebracht!"

Der kleine Löwe war mit vier Schneidezähnen, zwei oben und zwei unten, zur Welt gekommen. Er biß seine beiden ersten Ammen so heftig in die Brust, daß sie nicht fortstillen konnten. Die Dritte, eine derbe Bäuerin aus der Gegend von Tarbes, gab aber dem beißlustigen Säugling beim ersten derartigen Versuche eine so gehörige Maulschelle, daß dieser von seiner Liebhaberei geheilt ward.

Der König gab ihm Susanne von Bourbon, die Gemahlin Jean d'Albrets und Baronin von Miossens, zur Gouvernante und befahl, daß er zu Coaraze, einem mitten zwischen den Bearner Felsen und Bergen gelegenem Schlosse, erzogen werde.

Nahrung und Kleidung des Kindes wurden von seinem Großvater auf das Strengste angeordnet. Die erstere beschränkte sich auf Rindfleisch, Schwarzbrod, Käse und Knoblauch; die Kleidung bestand nur aus einem groben Wamms und Hosen, wie sie die Bauern der Umgegend trugen und durfte nur erneuert werden, wenn sie ganz abgenutzt war. Der Knabe hielt sich streng an die Vorschri

seines Großvaters und lief die mehrste Zeit nicht nur im bloßen Kopfe, sondern auch barfuß in den Bergen und Wäldern umher.

Als späterhin Anton von Bourbon und Jeanne d'Albret an dem Hofe von Frankreich einen Besuch abstatteten, nahmen sie den kleinen Heinrich mit. Er war damals ein dicker, kräftiger Junge von fünf Jahren, mit freimüthigem, offenem, aber geistreichem Gesicht.

„Willst Du mein Sohn sein?" frug ihn König Heinrich II.

Der Kleine schüttelte mit dem Kopfe und zeigte auf Anton von Bourbon.

„Der da ist mein Vater," sprach er im Bearner Dialekte.

„Nun, willst Du dann vielleicht mein Schwiegersohn werden?"

„Ich will mir die Tochter erst ansehen," antwortete der Knabe.

Man ließ die kleine Margarethe holen, die etwa sechs oder sieben Jahre alt war.

„Die will ich wohl," sprach der Bearner.

Und von diesem Augenblicke an war die Heirath fest beschlossen.

Kurze Zeit darauf ward Anton von Bourbon, wie bereits erwähnt worden ist, bei der Belagerung von Rouen getödtet; Jeanne d'Albret kehrte nach Bearn zurück, allein man bestand darauf, daß sie den kleinen Heinrich am Hofe von Frankreich zurücklasse.

Er blieb unter der Leitung eines Gouverneurs, Namens la Gaucherie.

Dieser war ein braver, würdiger Edelmann, der sich die größte Mühe gab, vor allen Dingen seinem Zöglinge die Unterscheidung des Rechten vom Unrecht einzuprägen.

Eines Tages, wo er ihn die Geschichte Coriolans und die des Camillus hatte durchlesen lassen, frug er ihn, welchen von Beiden er den Vorzug gäbe.

Ohne sich zu bedenken, rief der Knabe:

„Reden Sie mir nicht vom ersteren; das war ein böser Mann!"

„Und der Andere?"

„O das ist ein großer Unterschied! Ich liebe ihn von ganzem Herzen, und wenn er noch lebte, so würde ich ihm um den Hals fallen und ihm sagen: „Mein General, Sie sind ein braver und rechtschaffener Mann, und der Coriolan ist nicht werth Ihr Reitknecht zu sein. Statt wie dieser Ihrem Vaterlande zu grollen, das Sie so ungerecht verbannt hatte, sind Sie ihm zu Hilfe geeilt. Mein höchster Wunsch ist, das Kriegshandwerk unter Ihrer Führung zu lernen; ich bitte Sie, mich unter Ihre Soldaten aufzunehmen. Ich bin noch klein und habe nur wenig Kräfte, aber ich habe ein Herz und Ehrgefühl und will Ihnen ähnlich werden."

„Indeß," antwortete der Gouverneur, „Sie sollten doch diejenigen etwas mehr schonen, die die Waffen gegen ihr Vaterland geführt haben."

„Und weshalb?" frug der Knabe lebhaft.

„Weil sich doch vielleicht in Ihrer Familie ein Mann finden könnte, der dasselbe Verbrechen begangen hat."

„Das ist nicht möglich, alles Andere will ich Ihnen glauben, nur das nicht."

„Und doch werden Sie mir glauben müssen," sprach la Gaucherie, „denn die Geschichte ist nun einmal da und läßt sich nicht mehr wegleugnen."

„Welche Geschichte?"

„Die des Connetable von Bourbon."

La Gaucherie mußte seinem Zögling die Geschichte des Connetable und seiner Feindseligkeit gegen Franz I. erzählen.

„Ach!" rief der Kleine, der der Erzählung mit größter Spannung zugehört hatte, bald erröthend, bald erbleichend, und während ihm die Thränen über die Backen rollten, „ach, ich hätte einen Bourbon niemals einer solchen feigen Verrätherei für fähig gehalten und erkenne diesen fortan nicht mehr als meinen Verwandten an!"

Und schnell eine Feder eintauchend, trat der Knabe an den Stammbaum seiner Familie und strich den Namen des Connetable von Bourbon durch.

„Recht gut," sagte la Gaucherie, „aber nun haben Sie eine Lücke in Ihrem Stammbaume. Wen werden Sie an die Stelle setzen?"

Der Knabe sann einige Augenblicke nach.

„O!" rief er plötzlich, „ich weiß, wen ich hinschreibe!"

Und an die Stelle der Worte: der Connetable von Bourbon, schrieb er: Der Ritter Bayard.

Der Erzieher schlug vor Freude die Hände zusammen,

und von diesem Augenblicke an war auf dem Stammbaume desjenigen, der später Heinrich IV. sein sollte, kein Connetable von Bourbon mehr vorhanden.

Mit dem zwölften Jahre ward der Knabe zu einem Officier, Namens Coste, der mehrere junge Leute in der Kriegskunst unterrichtete, in die Schule gegeben.

So hart und anstrengend auch diese Schule war, behagte sie dem kleinen Heinrich doch ungleich besser, als die trocknen Studien, die er mit la Gaucherie hatte treiben müssen. Den Harnisch tragen, mit der Musquete exerciren, schwimmen, fechten, reiten, alles das war viel belustigender für den bearnesischen Bauer, der schon als Kind barfuß und im bloßen Kopf über die Felsen geklettert war, als den Virgil lesen, den Horaz übersetzen, Algebra und Mathematik treiben.

Nachdem Heinrich ein volles Jahr unter den jungen Leuten zugebracht hatte, die man gewöhnlich Volontairs zu nennen pflegte, fand Coste die Fortschritte des neuen Zöglings so außerordentlich, daß er ihn zu seinem Lieutenant ernannte.

Um diese Zeit machten die Türken einen Versuch, sich der Insel Malta zu bemächtigen, und Frankreich schickte den Ordensrittern mehrere Schiffe zu Hilfe. Heinrich, der kaum erst vierzehn Jahre alt war, verlangte dringend, an der Expedition Theil nehmen zu dürfen, allein sein Cousin, König Karl IX., schlug es ihm auf das Entschiedenste ab.

Da starb sein bisheriger Hofmeister, la Gaucherie.

Jeanne d'Albret kam dieser Tod insofern gelegen, als er ihr einen schon längst gewünschten Vorwand gab, ihren

Sohn vom französischen Hofe wegzunehmen. Sie kam selbst, um ihn abzuholen. Jeanne hatte einen harten Kampf mit König Karl und Katharina von Medicis zu bestehen, welche auf die Prophezeihung eines Astrologen, der ihnen verkündet hatte, das Haus Valois werde in Ermangelung männlicher Nachkommen aussterben und die Krone von Frankreich an das Haus Bourbon kommen, den jungen zukünftigen König von Navarra nicht aus den Augen verlieren wollten. Endlich aber trug doch die Mutter den Sieg davon, und Jeanne d'Albret hatte die Freude, ihren Sohn wieder nach Bearn zurückzubringen.

Die Heimkunft des jungen Prinzen in sein Königreich ward ein allgemeines Fest. Deputationen kamen aus allen Landesgegenden zusammen, um ihm Geschenke darzubringen und Reden in allen möglichen Dialekten zu halten.

Unter anderem hatten auch die Bauern aus der Umgegend von Coaraze eine Gesandtschaft abgeordnet, die ihm ein Geschenk von Käse überreichen sollte. Als aber Derjenige, der das Wort führen sollte, zufälligerweise im Augenblicke, da er seine Rede beginnen wollte, den jungen Fürsten ansah, konnte er weiter nichts hervorbringen, als:

„Ach, was für ein schöner Junge! und was ist der gewachsen! — Das ist ein tüchtiger Gevatter! — Und wenn man bedenkt, daß er durch unseren Käse so groß und stark geworden ist! —“

Nicht lange darauf brach der Krieg zwischen den Katholiken und Hugenotten aus; die Veranlassung dazu gab die Hinrichtung des Rathes Anne Dubourg und die Metzelei von Vassy.

Der junge Heinrich machte seinen ersten Waffenversuch unter dem Commando des Prinzen von Condé — — — Doch, das ist Sache der Geschichte, und nicht die unsrige.

Eines jedoch wollen wir in Bezug auf seine Kriegsthaten hier ein- für allemal bemerken, nämlich, daß unser junger König von Navarra, der sich so tapfer schlug, sobald er nur erst in Hitze gekommen war, von Natur keineswegs großen Muth besaß. Wenn er nur rufen hörte: Da sind die Feinde! — so fand in der Gegend seines Unterleibes eine Art von Revolution statt, deren Bemeisterung ihm nicht immer gelang.

Bei dem Scharmützel von la Roche-d'Abeille, einem der ersten, denen er beiwohnte, fühlte er, daß ihn, trotz seines festen Vorsatzes, sich tapfer zu benehmen, ein heftiges Zittern von Kopf zu Füßen befiel, trotzdem er noch ziemlich entfernt vom Feuer war.

„Was!" rief er; „Du altes Gerippe willst wohl zittern? Ventre-Saint-gris!' Na warte, ich will Dir wenigstens Ursache zum Zittern geben.

Und damit gab er seinem Pferde die Sporen und ritt mitten in das Musquetenfeuer, an eine so gefährliche Stelle, daß seine beiden Freunde, Ségur und la Rochefoucault, die nicht wußten, was ihn antrieb, sich so als Zielscheibe des Feindes hinzupflanzen und ihn für verrückt hielten, ihm nachsprengten und mit Gefahr ihres eigenen Lebens wieder fortschleppten.

Die furchtbare Schlußcatastrophe dieses dritten Bürgerkrieges ist hinlänglich bekannt. Nachdem die Hugenotten

geschlagen und der Prinz von Condé ermordet war, kam Katharina von Medicis auf den klugen Einfall, durch einen einzigen Streich mit allen diesen Ketzern im Königreiche ein Ende zu machen. Sie stellte sich, als trage sie ein sehnliches Verlangen nach dem Frieden, erklärte es laut für einen Wahnsinn, wenn sich Franzosen unter einander bekämpften, während der wahre gemeinschaftliche Feind in Spanien zu suchen sei, und schlug den hugenottischen Anführern einen gütlichen Vergleich vor. Die schon seit so lange zwischen König Karl IX. und Jeanne d'Albret beschlossene Vermählung sollte gleichsam das Siegel des Vertrags werden; man wollte den König von Navarra mit Margaretha von Valois verheirathen und dann sollten Katholiken und Protestanten nicht nur als Alliirte, sondern durch Bande der Verwandtschaft vereinigt, gemeinschaftlich gegen Spanien zu Felde ziehen.

Jeanne d'Albret traute aber diesen schönen Worten nicht sogleich, sondern reiste erst allein nach Paris voraus, um das Terrain zu untersuchen, während Heinrich sich nach der Gascogne zurückzog, um dort weitere Nachrichten abzuwarten.

Endlich erhielt er einen befriedigenden Brief von seiner Mutter und brach nach Paris auf. Coligny war ihm vorangegangen. So hatte denn endlich die Königin-Mutter alle ihre Feinde in der Hand.

Die beschlossene Vernichtung derselben begann bei der Königin von Navarra.

Eines Tages fühlte sich Jeanne d'Albret, nachdem sie etwa eine Stunde lang ein Paar parfümirte Handschuhe,

die sie von Katharina von Medicis geschenkt erhalten, getragen hatte, von plötzlichem Unwohlsein ergriffen. Das Unwohlsein nahm sehr bald einen so ernstlichen Charakter an, daß Jeanne begriff, sie müsse sterben. Sie diktirte ihr Testament und ließ ihren Sohn rufen.

Sie empfahl ihm dringend, fest in seiner Religion zu beharren und starb.

Heinrich war außer sich und glaubte vor Schmerz ebenfalls sterben zu müssen, denn er hatte seine Mutter angebetet; er hielt sich mehrere Tage in seinem Zimmer eingeschlossen und verweigerte es, irgend Jemand vor sich zu lassen.

Eines Tages aber meldete man ihm König Karl IX. an; er mußte seine Thüre öffnen. Der König kam selbst, um seinen Cousin seiner Einsamkeit zu entreißen und ihn mit sich auf die Jagd zu nehmen.

Das war freilich so gut als ein Befehl, dem Heinrich nicht Widerstand leisten durfte.

Am 18. August war endlich Alles zur Vermählung bereit, die unter großen Festlichkeiten begangen ward.

Die vier folgenden Tage vergingen mit Turnieren, Bällen und anderen Hoffesten, mit deren Anordnung sich der König und die Königin-Mutter so angelegentlich beschäftigten, daß sie darüber sogar den Schlaf zu opfern schienen.

Am 22. desselben Monats, als eben der Admiral Coligny zu Fuß das Louvre verließ, um sich nach seinem Hotel in der Straße Béthisy zu begeben, ward eine mit zwei Kugeln geladene Arquebuse auf ihn abgefeuert; eine

der beiden Kugeln zerschmetterte ihm einen Finger, die andere brachte ihm eine bedeutende Wunde am linken Arme bei.

Der König schien wüthend zu sein und die Königin-Mutter in Verzweiflung.

Indeß ließen sich nur Wenige dadurch über die eigentlichen Anstifter dieses Mordversuches täuschen. Als Heinrich sah, wohin diese Dinge abzielten, ward er von großer Angst befallen. Er schloß sich in seinem Zimmer ein, in welches nur seine beiden vertrauten Freunde, die Herren von Ségur und la Rochefoucault, sowie Herr von Beauvais, sein neuer Gouverneur, Zutritt erhielten.

Alle Drei versuchten es, ihn zu beruhigen; diesmal aber legte Heinrich seinem zitternden Gerippe durchaus keinen Zwang auf; er wollte nicht nur Nichts von Beruhigung hören, sondern that auch alles Mögliche, um seine Tröster in gleiche Angst zu versetzen.

„Bleibt Alle bei mir," sagte er; „wir wollen uns nicht verlassen; müssen wir sterben, so wollen wir wenigstens vereint sterben."

Sie wollten aber an keine Gefahr glauben und sich wieder entfernen.

„So macht denn, was Euch beliebt," sagte Heinrich; „Jupiter macht Diejenigen blind, die er verderben will."

Er nahm Abschied von seinen Freunden und umarmte sie der Reihe nach, aber beim letzten ward er ohnmächtig und sank zu Boden.

Die beiden jungen Leute und der Gouverneur wollten ihn aufrichten, allein er war ohne Besinnung.

Sie legten ihn nun auf sein Bett, wo er fast eine Stunde liegen blieb, ohne nur das mindeste Lebenszeichen von sich zu geben; endlich aber kam er wieder zu sich, schlug die Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder.

Die jungen Leute glaubten, das beste Mittel in einer solchen Krisis sei der Schlaf; sie ließen also den Prinzen allein und nahmen Herrn von Beauvais mit sich.

Es war dies der Vorabend des furchtbaren 24. August.

Um zwei Uhr in der Nacht ward Heinrich von königlichen Arcieren geweckt, die ihm befahlen, sich anzukleiden und sich augenblicklich zum Könige zu verfügen.

Er wollte seinen Degen umgürten, allein man verbot es ihm.

In dem Zimmer, in welches man ihn führte, traf er den jungen Prinzen von Condé, waffenlos und ein Gefangener wie er.

Nach wenigen Minuten trat Karl IX. ein, wüthend, sichtlich von Pulverdampf und Blut berauscht, eine Arquebuse in der Hand.

„Die Messe oder den Tod?“ rief er Heinrich und dem Prinzen von Condé schäumend zu.

„Die Messe!“ antwortete Heinrich.

„Den Tod!“ rief Condé.

Karl IX. war schon im Begriff, die Arquebuse auf die Brust des jungen Prinzen abzudrücken, der es wagte, ihm in's Angesicht Widerstand zu leisten; allein er bedachte sich doch, einen so nahen Verwandten zu tödten.

„Ich gebe Euch eine Viertelstunde Frist, um zu überlegen!" rief Karl IX., „in einer Viertelstunde hole ich mir die Antwort."

Hierauf verließ er das Zimmer.

Während dieser Viertelstunde suchte Heinrich von Navarra seinem Cousin zu beweisen, daß ein solches mit Gewalt abgezwungenes Versprechen keine bindende Kraft habe, und daß es für sie, die beiden Häupter der Zukunftspartei, weit politischer sei, sich zu verstellen und zu leben, als zu widerstehen und zu sterben.

Heinrich war stets sehr beredtsam, ganz besonders aber bei dergleichen Gelegenheit, und so gelang es ihm, Condé zu überzeugen.

Karl IX. kehrte pünktlich nach Verlauf der gegebenen Frist zurück.

„Nun?" frug er.

„Die Messe, Sire," antworteten beide jungen Leute. —

Da die Bartholomäusnacht mehr in die politische Geschichte unseres Helden gehört, werden wir uns nicht ausführlich damit beschäftigen, sondern nur einzelne Züge bringen, welche Beziehung auf das Privatleben der Königin Margaretha, oder — wie sie Karl IX. zu nennen pflegte — Königin Margot haben.

II.

„Indem ich meine Schwester Margot dem Prinzen von Bearn gebe," hatte Karl IX. gesagt, „gebe ich sie zugleich allen Hugenotten des Königreichs."

Vielleicht hatte der schlaue Bearner den wahren Sinn dieser Worte recht wohl verstanden, aber eben weil er schlau war, nahm er sie in ihrem scheinbaren Sinne.

Uebrigens hatte Heinrich auf den ersten Blick seiner zukünftigen Gemahlin ungemein gefallen; sie hatte ihn seit seinem dreizehnten Jahre, wo er den Hof von Frankreich verlassen, nicht wieder gesehen.

Es waren die Herren von Sauvray, später Hofmeister Ludwigs XIII., und von Pluvinel, erster Stallmeister des Königs, die ihn seiner Verlobten zuführten.

Als Margaretha ihn erblickte, rief sie aus:

„Ei, wie hübsch ist er, und wie gut gewachsen! Chiron kann sich Glück wünschen, einen solchen Achill erzogen zu haben!'

Diese Aeußerung mißfiel dem Herrn Oberstallmeister in hohem Grade, da er an Gelehrsamkeit nicht viel höher als seine Pferde stand und wahrscheinlich keinen sonderlichen Begriff hatte, wer dieser Centaur Chiron gewesen sei.

„Habe ich es Ihnen nicht vorher gesagt," meinte er gegen Sauvray, „daß dieses boshafte Weib uns irgend einen Schimpf anhängen werde?"

„Wie so?"

„Haben Sie denn nicht gehört?"

„Was denn?"

„Sie hat uns Chiron genannt."

„Für Sie ist das nur eine halbe Beleidigung, mein lieber Pluvinel," sprach Herr von Sauvray lachend; „Sie besitzen vom Chiron nur das Hintertheil, und das Uebrige kommt auf mich."

Uebrigens steht es fest, daß diese Königin Margot eine eben so schöne, wie geistreiche und gelehrte Prinzessin war. Das Einzige, was man an ihr auszusetzen hatte, war ein etwas zu langes Gesicht und ein wenig hängende Wangen, weiter Nichts — — doch nein, wir begehen einen kleinen Irrthum: man warf ihr außerdem noch, und zwar ganz besonders ihr Herr und Gemahl, einen höchst leichtfertigen Lebenswandel vor.

Schon mit elf Jahren hatte sie — wenn anders man Heinrich IV. in dieser Beziehung glauben darf — zwei Liebhaber, die Herren von Antraguet und Charins.

Auf diese folgte Herr von Martigues, Obrist der Infanterie — nebstdem ein Tapferer unter den Tapferen —

der stets mit zwei Geschenken, die er von Margaretha von Valois hatte, zum Sturme oder in die Schlacht rückte: eine Schärpe, die er über die Schulter trug und ein kleines Hündchen, das er auf dem Arme trug, bis er bei der Belagerung von Saint-Jean-d'Angely, am 19. November 1569, fiel.

Hierauf folgte der Herzog von Guise, dessen Liebe so heftig war, daß er durch Vermittelung seines Oheims, des Cardinals von Lothringen, die früher einmal projectirte Vermählung der Prinzessin mit dem Könige Dom Sebastian von Portugal wieder rückgängig machte.

Ferner, sagte man — denn was sagt man nicht Alles über die armen Frauen? — sei auf diesen ihr eigener Bruder, Franz von Alençon, und auf diesen wiederum der andere Bruder, Heinrich von Anjou, nachmaliger Heinrich III., gefolgt.

Unmittelbar auf diese Liebschaft sollte ihre Vermählung mit dem Könige von Navarra gefolgt sein, die sich der arme Antraguet so zu Herzen nahm, daß er vor Kummer darüber fast gestorben wäre.

Margaretha's Aussteuer betrug fünfmalhundertfünfzigtausend Goldthaler, zu vierundfünfzig Sous das Stück, wozu der König dreimalhunderttausend, die Königin-Mutter zweimalhunderttausend, und die Herzöge von Alençon und Anjou Jeder fünfundzwanzigtausend beitrugen. Außerdem ward ihr noch die Stadt Agen als Eigenthum zugeschrieben.

Das Wittthum ward auf vierzigtausend Livres festge-

stellt, nebst dem vollständig meublirten Schlosse von Vendôme als Wohnung.

Kehren wir zu jener Nacht des 24. August zurück.

Margaretha lag im Bette und schlief ruhig, als das Signal zur Metzelei gegeben ward. Plötzlich ward sie von einem Manne aus dem Schlafe emporgeschreckt, der mit Händen und Füßen an ihre Thüre trommelte und dazu rief:

„Navarra! Navarra!"

Die Amme der Prinzessin, die mit ihr in demselben Zimmer schlief, glaubte im ersten Schreck, es sei der Prinz von Bearn selbst, sprang aus dem Bette und eilte an die Thüre, um aufzuschließen. Es war aber ein junger Edelmann, Namens Tejan, wie Margaretha sagt; Dupleix dagegen behauptet, er habe Leyran geheißen. Wer von Beiden Recht hatte, ist schwer zu sagen.

Der junge Mensch ward von vier Mördern verfolgt, und als er die Thüre geöffnet sah, sprang er in's Zimmer, warf sich über das Bette der Prinzessin und umklammerte sie so fest mit seinen blutigen Armen — denn er hatte bereits einen Degenstoß und einen Hieb mit der Hellebarde bekommen — daß Beide aus dem Bette auf den Fußboden rollten. Die Königin und der Unglückliche schrieen um die Wette, was noch ärger ward, als die Mörder, nachdem sie vergeblich versucht hatten, ihn von seiner Beschützerin loszureißen, ihn gar in deren Armen tödten wollten. Zum Glück kam der Capitain der königlichen Garden, Gaspard de la Châtre, bekannter noch unter dem Namen Nançay, herbei, trieb die Mörder aus dem Zimmer und schenkte der

Königin das Leben des armen Tejan, der seine Retterin nicht verlassen wollte. Sie ließ ihn daher in ihrem Kabinette zu Bette bringen, pflegen und verbinden, und erst nach völliger Herstellung schied er von ihr.

Wir müssen der Königin Margaretha übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß ihr erstes Wort an Nançay, als sie Tejan außer Gefahr sah, die Frage nach dem Prinzen, ihrem Gemahle, war. Der Garde-Capitain theilte ihr mit, daß er mit dem jungen Prinzen von Condé im Zimmer des Königs sei und fügte hinzu: er glaube sogar, daß die Gegenwart der Neuvermählten für die Sicherheit ihres Gemahls durchaus nicht überflüssig dort sein würde.

Margaretha verstand den Wink, hüllte sich in ihren Nachtmantel und lief in das Zimmer ihrer Schwester, der Prinzessin von Lothringen, um diese mit zum Könige zu nehmen. Mehr todt, wie lebendig, langte sie an. Im Augenblicke, da sie in's Vorzimmer trat, stürzte ein Edelmann, Namens La Bourse, drei Schritte von ihr unter den Streichen der Hellebarden todt nieder.

Kaum war sie im Vorzimmer, so stürzten abermals zwei Flüchtlinge herein und fleheten ihren Schutz an; es waren Miossens, Kammerherr des Königs von Navarra, und Armagnac, sein erster Kammerdiener.

Margaretha warf sich Karl IX. und der Königin-Mutter zu Füßen, und erlangte nur mit großer Mühe die Begnadigung ihrer Schützlinge.

Ja, mehrere Geschichtschreiber jener Epoche wollen sogar behaupten, der tapfere Bearner habe sein Leben nur

dadurch gerettet, daß er sich unter den Vertugadin*) seiner Frau geflüchtet, der übrigens weit genug war, um nicht nur einen Mann, sondern sogar mehrere Männer zu beherbergen.

Folgender damals volksthümlich gewordene Vers giebt dieser Behauptung noch mehr Consistenz:

Fameux vertugadin d'une charmante reine,
Tu defend un honneur qui se défend sans peine.
Mais ta gloire est plus grande en un plus noble emploi:
Tu sauvas un héros en vecélant mon roi.

(Berühmter Vertugadin einer reizenden Königin, Du vertheidigst eine Ehre, die sich ohne Mühe selbst vertheidigt; aber Dein Ruhm wird vermehrt durch einen anderen Gebrauch: Du retteteſt einen Helden, indem Du meinen König verbargst.)

Wenn wir sagten, daß Königin Margaretha unter ihrem Vertugadin einen Mann und sogar mehrere Männer verstecken konnte, so haben wir ein Recht dazu.

„Sie machte," sagt Tallemant de Réaux, „ihre Schultern und ihre Röcke viel weiter, als es nöthig war, und ihre Aermel nach Verhältniß ebenfalls, und um ihre Taille schöner zu machen, ließ sie von beiden Seiten Blech über ihre Hüften anbringen. Es gab viele Thüren, durch die sie nicht gehen konnte."

Das ist aber noch nicht das Sonderbarste. Die Prin-

*) Ein faltenreicher Bausch rings um die Hüften.

zessin besaß mehrere Vertugadins, unter denen sie einen ganz besonders werth hielt.

Hören wir, was derselbe Schriftsteller davon erzählt:

„Einen großen Vertugadin trug sie vorzüglich gern, in welchem rings herum kleine Taschen angebracht waren; in jeder derselben trug sie eine Kapsel und jede dieser Kapseln enthielt das Herz eines ihrer verstorbenen Liebhaber, denn sie war eifrig dafür besorgt, sobald einer verschieden war, sogleich sein Herz einbalsamiren zu lassen. Diesen Vertugadin hing sie jeden Abend an einem Haken, der mit einem Schlößchen versehen war, hinter ihrem Bette auf.“

Ihr Gemahl warf ihr nicht allein vor, daß sie die Herzen ihrer Liebhaber einbalsamiren lasse, sondern daß sie sich sogar ihre Köpfe vom Richtplatze hole.

Sie hatte in ihrem Dienste einen schönen Edelmann, Namens La Mole, der sich mit den Marschällen von Montmorency und von Condé in eine Verschwörung eingelassen haben sollte und dafür in Gesellschaft seines Freundes, Hannibal de Coconas, auf dem Grèveplatze hingerichtet ward. Beider Köpfe waren öffentlich ausgestellt worden; aber in der nächstfolgenden Nacht kamen Frau Margaretha, La Mole's Geliebte, und Frau von Nevers, Coconas' Geliebte, dahin, raubten die Köpfe, nahmen sie mit sich in den Wagen und schafften sie in die Kapelle Saint-Martin, unterhalb dem Montmartre, wo sie sie mit ihren eigenen schönen Händen begruben.

Die gute Königin Margot war dies übrigens dem armen La Mole schuldig, denn dieser schöne Edelmann hatte sie so heiß geliebt, daß er, trotzdem sie eigentlich Schuld

an seinem Tode war, einen Handschuh, den sie ihm geschenkt, mit auf das Schaffot nahm und im Augenblicke seines Todes noch an seine Lippen drückte.

Man machte folgende Grabschrift auf den armen Getödteten:

Les plus heureux portoient envie,
Aux felicités de ma vie.
Mais, maintenant que je suis mort,
— O! que fortune est variable! —
Il n'est aucun, si miserable,
Qui voulut envier mon sort!

(Die Glücklichsten beneideten mich um die Glückseligkeiten meines Lebens; aber nun, da ich todt bin — o, wie wandelbar ist doch das Glück! — giebt es Keinen, noch so Erbärmlichen, der mich um mein Schicksal beneiden möchte!)

Dieser La Mole ist es, von dem der Cardinal du Perron unter dem Namen Hyacinth in einem Liede spricht, das er auf Veranlassung der Königin Margaretha dichtete, und ohne den schönen Saint-Luc, der mit ihr in Nerac zusammenkam und durch seine Zärtlichkeit eine Diversion in ihrem Herzen hervorbrachte, würde sie wahrscheinlich längere Zeit über den Verlust La Mole's untröstlich geblieben sein.

„Es ist freilich wahr," sagt ihr Gemahl selbst, „daß Bussy d'Amboise Saint-Luc in seinen Bemühungen Beistand leistete, und als auch da die Traurigkeit nicht weichen wollte, sie noch Mayenne jenen Beiden zugesellte."

Uebrigens mußte doch Margaretha von Valois, trotz

der beiden ihr vorgeworfenen Fehler: ein etwas zu langes Gesicht und ein wenig zu hängende Wangen — wirklich sehr schön gewesen sein, denn als einige Zeit nach der Bartholomäusnacht der Herzog von Anjou zum König von Polen gewählt worden war und die polnischen Gesandten nach Paris kamen, sprach Lasco, das Haupt der Gesandtschaft, nach der Audienz, welche Königin Margaretha ihm und seinen Begleitern ertheilt hatte, folgende Worte:

„Wenn man sie gesehen hat, giebt es weiter nichts Sehenswerthes mehr, und ich möchte fast jene Pilgrimme von Mekka nachahmen, die sich die Augen ausstechen, nachdem sie das Grab des Propheten gesehen haben, damit ihre Blicke nicht mehr durch profane Gegenstände entheiligt werden.“

Trotz alledem hatte Heinrich von Navarra doch sehr Ursache, seiner Königin Margot zu Danke verpflichtet zu sein, denn es ist fast gewiß, daß sie ihm in jener Bartholomäusnacht das Leben rettete, und daß nur sein Titel als Gemahl der Schwester des Königs ihn schützte.

Es ist dies so wahr, daß die Königin-Mutter ihm denselben wieder entziehen wollte.

Sie suchte ihre Tochter auf, sie sagte ihr, wie sehr der Herzog von Guise sie liebe und in welche Verzweiflung ihn ihre Vermählung gebracht habe, und fügte hinzu: wegen der Trennung brauche sie sich nicht zu kümmern; sie solle nur erklären, die Ehe sei noch nicht wirklich vollzogen, und die Scheidung werde sogleich ausgesprochen werden.

Aber die Prinzessin, die wohl einsah, wohinaus man zielte, und im Grunde ein so gutes Herz hatte, daß sie Niemand leiden sehen konnte, antwortete der Königin-Mutter:

„Ich bitte Sie, zu glauben, Madame, daß ich mich durchaus nicht auf das verstehe, was Sie mich fragen, und demgemäß auch nicht darauf antworten kann; man hat mir einmal einen Mann gegeben, und so will ich ihn denn auch behalten.“

„Und ich antwortete so,“ sagt die schöne Prinzessin in ihren Memoiren, „weil ich wohl wußte, daß diese Scheidung den Tod meines Gemahls zum Zwecke hatte.“

Sei es nun Gleichgültigkeit, sei es Dankbarkeit, oder noch besser, schlaue Berechnung, so viel ist gewiß, daß Heinrich IV. nicht nur die Augen zu den leichtfertigen Liebeshändeln seiner Frau schloß, sondern sie sogar zuweilen mit ihren Liebhabern wieder aussöhnte.

Dies geschah z. B. mit dem Vicomte von Turenne, späterem Herzog von Bouillon.

Heinrich selbst berichtet uns darüber:

„Auf diese ersten Liebhaber folgten denn zu verschiedenen Zeiten — denn die Zahl ist so groß, daß man mich entschuldigen wird, wenn ich in ihrer Aufeinanderfolge irre — jener große abgeschmackte Vicomte von Turenne, den sie aber, wie seinen Vorgängern, sehr bald den Abschied gab, weil sie seine Gestalt nicht im Verhältniß fand — — sie verglich ihn mit jenen leeren Wolken, die nur den äußeren Schein haben. Der traurige Liebhaber war in Verzweiflung und würde sich nach einem thränenreichen Abschiede wahr-

scheinlich in irgend eine ferne Region zurückgezogen haben, wenn ich, der ich das Geheimniß kannte, mich aber zum Heile der reformirten Kirche so stellte, als ob ich von gar Nichts wüßte, meine keusche Frau nicht auf das Strengste aufgefordert hätte, ihn wieder zu Gnaden aufzunehmen, **was sie jedoch nur höchst ungern that.**"

Und der gute König Heinrich, dessen treffliche Eigenschaften wir, trotz seiner vielen Panegyriker, doch noch nicht alle kennen, fügt noch hinzu:

„Was sagt Ihr zu dieser meiner Gefälligkeit, Ihr finsteren, mürrischen Ehemänner? Befürchtet Ihr nicht, daß Eure Weiber Euch verlassen und zu mir kommen, da ich ein so großer Freund der Natur bin? Oder werdet Ihr es nicht vielmehr für eine Feigheit halten? — Ihr würdet Recht haben, dies zu glauben, und ich, es einzugestehen, in Betracht, daß damals noch meine Nase größer war, als mein Königreich, und mir mehr schöne Worte zu Gebote standen, als baares Geld!"

„Das Ansehen, in welchem diese Dame trotz aller dieser — oder auch vielleicht wegen dieser Dinge stand, machte ihre gegen mich erbitterten Brüder und ihre Mutter etwas gefüger. Ihre Schönheit zog nicht nur viele Edelleute auf meine Seite, sondern hielt sie auch fest, denn es gab kein Kind guter Eltern, keinen hübschen Jungen unter ihnen, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben der Diener der Königin von Navarra gewesen, die Keinen zurückwies und, wie die öffentlichen Armenbüchsen, die Gaben aller Vorbeigehenden aufnahm."

Man wird demnach zugeben müssen, daß es höchst grausam und ungerecht von uns einfältigen Geschichtsschreibern wäre, der schönen Königin Margot ein großes Verbrechen aus jenen allerliebsten Sünden zu machen, von denen ihr eigener Gemahl sie so galant lossprach.

Und er hatte Recht, dieser gute, geistreiche, gascognische Heinrich, der es während seines ganzen Lebens so trefflich verstand, aus Allem Nutzen zu ziehen, wenn er sagt, daß seine Frau es gewesen sei, welche seine gegen ihn erbitterten Herren Schwäger nebst Schwiegermutter gefüger gemacht hätte; das beweist eben jene böse Geschichte mit La Mole und Coconas, in der er, ohne seine Frau, sehr leicht auch seinen Kopf hätte verlieren können.

Berichten wir hier nur mit wenigen Worten, was das für eine böse Geschichte war.

In der Bartholomäusnacht war Heinrich von Navarra zwar mit dem Leben davon gekommen, hatte aber dafür seine Freiheit lassen müssen. Er war im Louvre eingesperrt und verspürte die größte Lust, wieder in's Freie zu gelangen. Der in der Zwischenzeit zum König von Polen gewählte Herzog von Anjou sollte Paris am 28. September 1573 mit großem Gefolge verlassen und Margaretha und der ganze Hof ihn bis Blamont begleiten.

Margaretha stand zu der Zeit gerade auf dem besten Fuße mit ihrem Gemahl, und wir möchten fast glauben, daß der schlaue Bearner es eben so in Bezug auf den Herzog von Anjou gemacht, wie wir so eben in Bezug auf den Vicomte von Turenne erzählt haben, denn der Herzog

von Anjou war der Lieblingssohn der Königin-Mutter und ein trefflicher Schutz für den Gefangenen.

Zwei Gründe regten den Bearner zu einem Fluchtversuche an: der erste war, daß der Herzog von Anjou, sein bisheriger Beschützer, ihn nach seiner Abreise nicht mehr beschützen konnte; der zweite, die Hoffnung, daß seine eigene Beaufsichtigung während der Abwesenheit des gesammten königlichen Hofes vielleicht weniger streng sein würde.

Der Bearner kam demnach mit dem Herzog von Alençon — der durch die Ernennung seines Bruders zum König von Polen an dessen Stelle Herzog von Anjou geworden war und sich ebenfalls unter den Augen der Königin-Mutter nicht sehr behaglich fühlte — überein, daß sie gemeinsam während jener Abwesenheit des Hofes die Flucht ergreifen, durch die Champagne gehen und das Commando eines Truppencorps übernehmen wollten, das schon zu diesem Ende zusammengezogen worden war.

Miossens, der vor der Königin von Navarra kein Geheimniß hatte, seitdem diese ihm das Leben gerettet, es ihm vielleicht auch noch versüßt hatte, benachrichtigte sie von dem Vorhaben.

Man sieht, daß die Toleranz des Bearners ihre guten, aber auch ihre schlimmen Seiten hatte.

Sei es nun, daß Margaretha die Gefahr fürchtete, der sich die beiden Prinzen durch ihre Flucht aussetzten, oder daß sie sich dadurch verletzt fühlte, nicht mit in's Vertrauen gezogen worden zu sein, genug, sie vertraute wiederum das Geheimniß der Königin-Mutter an, nachdem sie

sich zuvor das Leben ihres Gemahls und ihres Bruders hatte versichern lassen.

Eines aber wußte die arme Frau allerdings nicht: daß nämlich ihr vielgeliebter La Mole, in der Voraussetzung, daß Margaretha mit an der Flucht theilnehmen und er demgemäß nicht von ihr getrennt werden würde, sich selbst in die Verschwörung eingelassen und auch seinen guten Freund Coconas dazu verleitet hatte.

Das Leben Heinrichs von Navarra und des Herzogs von Anjou ward demnach gerettet, dafür aber mußten der arme La Mole und sein Freund Coconas das ihrige auf dem Grèveplatze lassen; ihre Körper wurden geviertheilt und an einen Galgen gehangen, ihre Köpfe aber auf Pfähle gesteckt.

Diese Köpfe waren es, welche Heinrich von Navarra in einem Anfalle ehelicher Misanthropie seiner Gemahlin Margaretha von Valois und deren Freundin Henriette von Sauve, Herzogin von Nevers, vorwarf, nächtlicherweile von den Pfählen gestohlen und eigenhändig in der Kapelle Saint-Martin bestattet zu haben.

Die arme Margaretha hatte sich kaum ein wenig über La Mole's Verlust getröstet, als eine nicht weniger fürchterliche Catastrophe ihr wieder einen gleichen Schmerz bereitete.

Bussy, der tapfere Bussy d'Amboise, ward vom Grafen von Monsoreau ermordet; dieser hatte seine Frau, Diana von Meridor gezwungen, Bussy zu einem Rendezvous einzuladen — man sieht, daß Margaretha von ihren Liebhabern sehr häufig mit gleicher Münze bezahlt ward —

ihn dabei mit zwanzig gedungenen Mördern überfallen und auf gräßliche Weise niedermetzeln lassen.

Sei dem, wie ihm wolle, so war Bussy wenigstens der Mann danach, um die Verzweiflung eines Weibes über seinen Verlust — selbst wenn dies Weib eine Königin war — zu rechtfertigen.

Die arme Margaretha, die, nach ihren eigenen Memoiren, so unschuldig war, daß sie acht Tage nach ihrer Vermählung noch nicht wußte, ob ihre Ehe mit Heinrich wirklich vollzogen sei; welche die Naivetät ihrer Antwort auf das, was die Königin Katharina von Medicis „sich als Mann zeigen" nannte, mit den Worten entschuldigte: „sie befinde sich in derselben Lage wie jene Römerin, welche auf die Vorwürfe ihres Mannes, ihm nicht vorher gesagt zu haben, daß sein übelriechender Athem ihr Widerwillen einflöße, antwortete: sie hätte geglaubt, es sei mit allen Männern so, da ihr bis dahin noch keiner in die Nähe gekommen," — was übrigens, bei aller Achtung vor Margaretha's Gelehrsamkeit, keine Römerin, sondern die Gemahlin Hiero's, Tyranns von Syracus gesagt haben soll — die arme Königin Margot hatte doch nicht den Muth, Bussy ganz zu verleugnen.

„Er war dazu geboren," sagt sie in ihren Memoiren, „der Schrecken seiner Feinde, der Stolz seines Herrn und die Freude seiner Freunde zu sein."

Aber auch er liebte Diejenige, die ihm ein so schönes Zeugniß gab, über alle Maßen.

Eines Tages, bei einem Duell auf Leben und Tod

mit dem Capitain Page, Officier im Regiment Lauscoue, hielt er diesen unter sich und war eben im Begriff, ihm den Todesstreich zu geben, als der Besiegte rief:

„Im Namen der Person, die Sie auf dieser Welt am mehrsten lieben, schenken Sie mir das Leben!"

Die Bitte drang Bussy zu Herzen; er hob das Knie und das gezückte Schwert zugleich von dem Bittenden und sprach:

„So gehe denn hin, suche die schönste Prinzessin und Dame dieser Erde auf, wirf Dich ihr dankend zu Füßen und sage ihr, daß Bussy Dir um ihretwillen das Leben geschenkt hat."

Und ohne nur zu fragen, wer diese schönste Prinzessin und Dame denn sei, eilte Capitain Page geradenwegs zu Margaretha von Valois, warf sich ihr zu Füßen und dankte ihr, als der Retterin seines Lebens.

Aber wie liebte die schöne Königin auch ihren tapferen Bussy! Sie erzählt in ihren Memoiren, daß er eines Tages mit nur zwanzig Mann dreihundert Feinden Stand gehalten und nur einen seiner Freunde dabei verloren habe, „und dabei" — fügt sie hinzu — „trug der tapfere Bussy noch seinen einen Arm in der Binde."

Heinrich IV., der entschlossen zu sein schien, bei allen diesen Liebeshändeln seiner Frau beide Augen zuzudrücken, war einmal dennoch unerbittlich gegen sie, und zwar gerade in Bezug auf Bussy. Möglich, daß Heinrich, der nur durch moralische Stärke tapfer war, es diesem von Temperament tapferen Ritter nicht verzeihen konnte, daß ihn die Natur glücklicher ausgestattet hatte.

Margaretha bediente sich in ihrer Liebschaft mit Bussy einer jungen Person ihres Gefolges, von gutem Stande, als vertraute Unterhändlerin; es war Gilonne Goyon, Tochter des Marschalls Jaques von Matignon, gewöhnlich nur die Thorigny genannt. Heinrich von Navarra wußte König Karl IX. so gegen dieses arme Mädchen aufzustacheln, daß dieser einen grenzenlosen Haß auf sie warf und von seiner Schwester deren Entfernung verlangte.

Die Thorigny ward also, trotz aller Lamentationen und Thränen ihrer Herrin, fortgeschickt, und zog sich auf die Besitzung eines ihrer Cousins, Namens Chatelas, zurück.

Bussy hatte seinerseits ebenfalls Befehl erhalten, den Hof zu verlassen. Anfangs weigerte er sich, zu gehorchen; aber auf die Vorstellungen des Herzogs von Alençon, zu dessen Hofstaate er gehörte, entschloß er sich endlich, dem Verbannungsbefehle Folge zu leisten.

Margaretha ließ ihren Herzenskummer darob Heinrich IV. entgelten. Sie schreibt selbst:

„Ich verbannte alle Klugheit und Vorsicht, überließ mich ganz meinem Mißmuthe und konnte es nicht mehr über mich gewinnen, mich dem Könige, meinem Gemahle zu nähern, so daß wir nicht mehr beisammen wohnten, ja sogar nicht mehr mit einander sprachen."

Zum Glück dauerte eine solche Spannung niemals lange.

Am 15. September 1575 gelang es dem Herzog von Alençon, vom Hofe zu entfliehen, und kurze Zeit darauf gab eine Jagd in der Gegend von Senlis Heinrich von

Navarra Gelegenheit, ein gleiches Wagstück mit gleichem Glücke zu vollbringen.

König Heinrich III. — denn zu dieser Zeit regierte bereits Heinrich III., der nach Karl IX. schnellem Tode sogleich aus Polen zurückgekehrt war, — König Heinrich III. war wüthend darüber und suchte nach irgend Jemand, an dem er seinen Zorn auslassen konnte.

Die arme Thorigny fand sich zunächst unter seiner Hand. Er behauptete, ich weiß nicht auf was für einen Grund gestützt, das Mädchen sei bei dieser Doppelflucht behilflich gewesen und schickte Leute nach Chatelas' Hause, mit dem Befehl, die Schuldige in dem Flusse zu ersäufen, der nicht weit davon vorüberfloß. Es war um die Unglückliche geschehen; nachdem sich die Reiter des Schlosses bemächtigt, ergriffen sie das Mädchen und banden sie eben auf ein Pferd, um sie fortzuschleppen, als zwei Officiere des Herzogs von Alençon, La Ferté und Aventigny, die sich zum Prinzen begeben wollten, den erschrockenen und fliehenden Dienern Chatelas' begegneten, die ihnen Alles erzählten. Die Officiere sprengten mit ihren Leuten in größter Schnelligkeit nach dem bezeichneten Ort und kamen im Augenblicke an, wo man die Thorigny bereits vom Pferde gebunden hatte und an das steile Flußufer trug.

Es versteht sich von selbst, daß die Mörder in die Flucht geschlagen und die arme Thorigny gerettet ward.

Einmal glücklich in Guyenne angelangt, schrieb Heinrich von Navarra, der entflohen war, ohne seiner Gemahlin etwas davon zu sagen oder Abschied von ihr zu nehmen, dieser einen sehr artigen Brief, — wie der Verfasser

der historischen und kritischen Memoiren sagt, — worin er sie um ihren Credit bei dem Könige zu seiner Unterstützung, so wie überhaupt um Nachricht über Alles, was am Hofe vorginge, bat, damit er darnach seine Maßregeln treffen könne.

Die gutmüthige Margaretha vergab ihm Alles und wußte die Angelegenheiten zwischen ihrem Bruder und ihrem Gemahle ganz vortrefflich zu schlichten, während sie zugleich, wie man versicherte, ihren Hauptfeind du Guast ermorden ließ. — Die Anklage lautet hart, allein man muß bedenken, daß Dergleichen zu jener Zeit nichts Seltenes und die Ermordungen, wie man jetzt sagen würde, ungemein beliebt waren.

Hören wir übrigens, was Margaretha selbst von diesem du Guast in ihren Memoiren sagt:

„Du Guast ist todt; er ward durch ein Gericht Gottes getödtet, im Augenblicke, da er wieder über neue Unthaten brütete. Er war auch ein von einer Menge Abscheulichkeiten verderbter Körper, der der Fäulniß übergeben ward, der er schon längst verfallen war, wie seine Seele dem Teufel, mit dem er durch Zaubereien und alle Arten von Schlechtigkeiten einen Bund geschlossen hatte, — — —"

Andere beurtheilen ihn freilich wieder ganz entgegengesetzt, und z. B. Brantôme, dessen Ausspruch trotz aller Achtung vor der schönen Königin Margot doch auch zu berücksichtigen ist, nennt ihn einen der ausgezeichnetsten und vollendetsten Männer seiner Zeit. Es ist freilich wahr, daß du Guast ein Liebling Heinrichs III., und Brantôme ein höchst gewandter Schmeichler war, der dem

Liebling noch im Tode schmeichelte, denn der König, sein Herr, lebte ja noch!

Du Guast war nur wenig Tage nach der Flucht Heinrichs von Navarra, in seinem eigenen Hause und während er krank darnieder lag, von Guillaume Duprat, Baron von Vitraux, getödtet worden.

Desportes, der Verfasser der reizenden Villanella: „Rosette, für nur kurze Abwesenheit —“ welche der Herzog von Guise noch fünf Minuten vor seiner Ermordung sang, hat auf du Guasts Tod ein ziemlich gutes Sonnet gemacht, das mit folgenden Zeilen schließt:

Enfin, la nuit, au lit, faible et mal disposé,
Se vit meurtrir de ceux, qui n'eussent pas osé
En plein jour seulement regarder son visage.

(Des Nachts, im Bett, schwach und unwohl, sah er sich von denen ermordet, die am hellen Tage nicht gewagt hätten, ihm nur ins Gesicht zu blicken.)

Sei es nun eine wiedererwachte Neigung zu ihrem Gemahl, oder die Besorgniß, zwischen den politischen Reibungen in die Klemme zu kommen, Margaretha verlangte plötzlich, zu aller Welt Erstaunen, sich mit Heinrich wieder in Guyenne zu vereinigen; allein der König schlug es ihr rund ab, unter dem Vorwande, er wolle nicht, daß seine Schwester ferner mit einem Ketzer lebe.

Die Königin-Mutter, wie immer die Schlauere, zeigte sich weit versöhnlicher; sie entschloß sich, selbst nach Guyenne zu gehen, um mit Heinrich von Navarra zu unter-

handeln, und wirkte Margaretha die Erlaubniß aus, sie auf dieser Reise begleiten zu dürfen.

Ohne Zweifel aber mochte die Königin-Mutter in die Verführungskunst ihrer Tochter nicht mehr so unbedingtes Vertrauen setzen, denn sie nahm ihre sogenannte fliegende Escadron mit, eine Escadron der reizendsten Mädchen in ganz Frankreich, deren Bestand, wie Brantôme versichert, sich zuweilen auf dreihundert belief.

Diese berühmte fliegende Escadron, von der in allen Memoiren und Pamphlets jener Zeit so viel die Rede ist, war eines der mächtigsten Verführungsmittel der Königin Katharina von Medicis.

Alexander der Große hat freilich der Gemahlin und den Töchtern des Darius Widerstand geleistet; Scipio jener schönen spanischen Verlobten des Allutius, deren Namen uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt hat; Augustus hat den Verführungskünsten einer Cleopatra widerstanden und Napoleon den Bitten der schönen und tugendhaften Königin Luise. Wie aber sollte ein Mann, und wäre er Feldherr, Held, König oder Kaiser, einer Escadron von dreihundert der schönsten Mädchen, eines reizender und verführerischer als das andere, und noch dazu unter Anführung einer Katharina von Medicis, Widerstand leisten können?

Nicht möglich! Selbst ein Cato wäre erlegen, um wie viel mehr ein Mann von Heinrichs IV. Temperament, dessen Haupttugend wahrlich nicht die Standhaftigkeit dem schönen Geschlechte gegenüber war.

Er unterlag.

Die schöne Dayelle hatte die Ehre des Triumphes.

Sie war eine Griechin von der Insel Cypern, welche Insel vor etlichen Jahrtausenden schon der Göttin der Schönheit und der Liebe ihren Namen geliehen hatte. Als Kind hatte sie zwischen den Tempeltrümmern von Amathunt und Paphos gespielt, und als die Stadt im Jahre 1571 von den Türken genommen und geplündert ward, hatte sie sich glücklich auf eine venetianische Galeere geflüchtet. Durch verschiedene Empfehlungen war sie an den Hof der Katharina von Medicis gekommen, die sie in der Voraussicht, daß eine so wunderbare Schönheit ihr die wichtigsten Dienste leisten würde, in ihre fliegende Escadron aufgenommen hatte.

„Sie und Frau von Sauve — berichtet d'Aubigné in seinen Memoiren, — waren die beiden reizendsten und geschicktesten Personen, deren sich die Königin-Mutter bei ihrer Anwesenheit in der Gascogne, im Jahre 1576, bediente, um Heinrich von Navarra zu belustigen."

Zum Glück für die Angelegenheiten der Hugenotten übernahm es Margaretha — die ihren Gemahl stets beschützte, selbst inmitten der Treulosigkeiten, mit denen sie ihn überhäufte, — zum Glücke also übernahm es Margaretha, dieser Leidenschaft Heinrichs für die schöne Griechin das Gegengewicht zu bieten: sie unternahm es, den Rath Pibrac, trotz seines noch ganz frischen Ruhmes, den er sich durch seine *moralischen Gedichte* erworben, zu verführen.

Es war dies ein sehr gewichtiger Mann, dieser Messire Guy du Faur, Herr von Pibrac, der Frankreich auf

dem Kirchenconcil von Trident repräsentirt hatte und, nachdem er die Rechte und Freiheiten der gallicanischen Kirche vertheidigt, zum General-Advokaten, dann zum Staatsrath ernannt worden war, dem Herzog von Anjou nach Polen gefolgt, mit ihm von dort nach Frankreich zurückgekehrt und nun von diesem — nachdem er, wie wir gesagt, auf dem Tridentinischen Concil die Rechte und Freiheiten der gallicanischen Kirche vertheidigt, — zu den Conferenzen von Nerac abgeordnet worden war, um die Interessen der Katholiken zu vertheidigen.

Margaretha von Valois vergaß die Dienste nicht, welche der wackere Staatsrath ihrem Gemahl geleistet hatte. Sie verhalf ihm später zur Würde eines Parlamentspräsidenten und machte ihn zu ihrem Kanzler, so wie zu dem des Herzogs von Alençon.

In der Geschichte, nicht aber in dieser kleinen Chronik, sind die Resultate der Conferenzen von Nerac, die Artikel des Vertrags und der Einfluß, den dieser Vertrag auf Angelegenheiten jener Zeit hatte, aufzusuchen. Unsere Aufgabe nöthigt uns, wie bereits gesagt worden ist, uns mit ganz anderen Dingen zu beschäftigen.

Nachdem der Traktat unterzeichnet, die Conferenzen geschlossen waren, wendete sich die Königin-Mutter mit ihrer fliegenden Escadron nach Languedoc, und der Hof des Königs von Navarra begab sich nach Pau in Bearn.

III.

Wir haben, so weit es sich thun ließ, ein Verzeichniß der Liebhaber der Königin Margaretha von Navarra gegeben; versuchen wir es nun mit denen Heinrichs IV.

Von seinem Aufenthalt in Bearn, vor seiner Verheirathung kennt man nur eine sogenannte Jugendliebe zu einem kleinen Mädchen. Alle Welt kennt den Namen Fleurette, ohne etwas anderes von ihr zu wissen, als, daß sie die Tochter des Gärtners von Nerac war, daß der junge Heinrich von Bearn sie liebte, und daß sie ihn wieder liebte. Man weiß jedoch durchaus nichts Positives oder Authentisches über diese Liebe, nicht einmal den wirklichen Namen der Heldin dieses niedlichen Romans.

„Fleurette — sagt der Verfasser der Anekdoten von den Königinnen und Regentinnen Frankreichs, — war der wirkliche oder auch nur erfundene Name der Tochter des Schloßgärtners von Nerac, und das Mädchen

hübsch genug, um den König von Navarra kurze Zeit zu unterhalten.“

Trotzdem der Name im Munde des Volkes und der Dichter stets fortleben wird, beschränkt sich doch alle zuverlässige Nachricht über dessen Trägerin auf diese kurze Notiz.

Hierauf folgte Fräulein von Tignonville, die Tochter Laurents von Montuan. Diese war in Wahrheit die Geliebte Heinrichs, ohne daß sich mit Bestimmtheit sagen läßt, ob auch er ihr Geliebter gewesen sei. Widerstand war eine eben so große Seltenheit in jener schönen Zeit, wie die Liebe die zweite, um nicht zu sagen die erste Religion war. Er verdient daher um so mehr aufgezeichnet zu werden, zumal diese Liebe Heinrichs authentischer ist, als die Geschichte der kleinen Fleurette.

Sully sowohl als Aubigné geben davon Zeugniß.

„Der König von Navarra — erzählt Sully, — ging nach Bearn, unter dem Vorwande, seine Schwester einmal wiederzusehen; man hat jedoch allen Grund, anzunehmen, daß es die schöne Tignonville war, die ihn dahin zog, da er sterblich in sie verliebt war. Sie leistete jedoch den Verführungskünsten des jungen Prinzen tapferen Widerstand, und dieser, dessen Leidenschaft in dem Verhältnisse zunahm, als derselben Schwierigkeiten entgegengestellt wurden, bot alle Hilfsmittel eines glühenden Liebhabers auf, um bei der schönen Tignonville zu siegen.“

Worin bestanden aber diese Hilfsmittel des glühenden Liebhabers?

D'Aubigné giebt uns darüber nähere Auskunft; er selbst schreibt:

„Da die Liebe des jungen Königs zur schönen Tignonville einmal bis zu solcher Höhe gestiegen, und diese, so lange sie noch Mädchen war, ihm tugendhaft widerstand, so wollte er sich d'Aubigné's Hilfe bedienen, denn der König hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ihm nichts unmöglich sei; d'Aubigné aber, obgleich ziemlich lasterhaft in großen Dingen, und der vielleicht einen solchen Dienst nicht verweigert haben würde, wenn es einen seiner Gesellen gegolten hätte, empörte sich so vor dem Namen und dem Geschäft, zu welchem ihn der König verleiten wollte, daß die größten Liebkosungen, die inständigsten Bitten seines Herrn, der sogar mit gefalteten Händen vor ihm niederkniete, ihn nicht zu rühren vermochten."

Der König von Navarra ward also abgewiesen und mußte seine Blicke anderswohin werfen.

Sie fielen auf Frau von Sauve.

Diese war übrigens ein keineswegs zu verschmähender Ersatz.

Charlotte de Beaune de Semblançay, Herrin von Sauve, war nicht nur eines der schönsten, sondern auch eines der geistreichsten und verführerischesten Wesen am ganzen Hofe Karls IX., und man darf in dieser Beziehung durchaus nicht an das glauben, was Königin Margaretha, deren Nebenbuhlerin sie zweimal war, in ihren Memoiren über sie sagt: das erste Mal mit dem Herzog von Alençon, und das zweite Mal eben mit Heinrich von Navarra.

Sie war eine Enkelin des unglücklichen Semblançay, der unter Franz I. hingerichtet ward, und führte den Na-

men Herrin von Sauve nach Simon de Fizes, Baron von Sauve, ihrem Gemahl.

„Dieser kam es nicht in den Sinn, das Beispiel der tugendhaften Tignonville nachzuahmen, denn Sprödigkeit gehörte keineswegs zu den Eigenschaften dieser schönen Person; während der Haft Heinrichs von Navarra und des Herzogs von Alençon im Louvre, war sie die erklärte Geliebte, und man versichert, daß ihre Zärtlichkeit nicht nur dem einen Gefangenen, sondern sogar allen beiden die Stunden in höchst angenehmer Weise verkürzt habe.“

Es scheint dies wenigstens in Bezug auf den guten Willen hierzu von Seiten der beiden galanten Herren keineswegs Verleumdung gewesen zu sein, denn in Sullys Memoiren finden wir folgende eigenhändige Notiz Heinrichs von Navarra:

„Unser gegenseitiger Haß schreibt sich von der Zeit her, wo wir Beide — nämlich der Bearner und der Herzog von Alençon — Gefangene des Hofes waren, und wir uns, da wir nur selten heraus durften und unser einziger Zeitvertreib war, Wachteln im Zimmer fliegen zu lassen, damit belustigten, die Damen zu caressiren, Beide in dieselbe Schönheit verliebt hatten, welches Frau von Sauve war, die sich mir gefällig und hold bewies, während sie ihn in meiner Gegenwart schlecht behandelte und zurückstieß, worüber er in große Wuth gerieth.“

Ihr gegenseitiger Haß stieg zu solcher Höhe, daß sie mehrmals auf dem Punkte standen, sich in einem Duell ohne Zeugen die Hälse abzuschneiden, was auch wohl hätte geschehen können, wenn der Herzog von Alençon nicht noch

vorsichtiger und schlauer gewesen wäre, als der schlaue und vorsichtige Heinrich IV.

Dieser Haß hatte übrigens eine ganz eigenthümliche Wirkung, nämlich die, daß Beide, so grenzenlos eifersüchtig sie aufeinander waren, ihre Eifersucht keineswegs auf Andere ausdehnten.

Königin Margaretha sagt in ihren Memoiren:

„Obgleich Frau von Sauve vom Herzog von Guise, von du Guast, von Souvray und noch mehreren Anderen geliebt ward, und diese alle mehr von ihr wiedergeliebt wurden, als der König von Navarra und der Herzog von Alençon, so dachten diese doch nicht daran und fürchteten nur den Vorzug, den die Schöne einem von ihnen vor dem anderen geben könnte."

Heinrich von Navarra schwamm durch die Flucht des Herzogs von Alençon eben im Vollgenusse seiner Liebe, als es auch ihm gelang, sich seiner Gefangenschaft zu entziehen und zwar, sei es Einfluß der Frau von Sauve, sei es aus Furcht vor Verrath, ohne selbst seiner Gemahlin etwas davon zu sagen. Gern hätte er auch seine Geliebte mitgenommen, allein dies war unmöglich; vielleicht auch, daß diese selbst für den Augenblick noch kein sonderliches Belieben darnach trug, ihn zu begleiten.

„Kaum war der König von dieser Circe getrennt," sagt Margaretha, „deren Reize auch mit der Entfernung ihre Macht verloren, als die schöne Dayelle eine Diversion im Herzen des Königs machte. Als aber die schöne Dayelle der Königin-Mutter nach Languedoc folgen mußte,

so ward die Correspondenz wieder angeknüpft, und nun war an der Dame von Sauve die Reihe, von Paris zu entfliehen und zum König nach Pau zu kommen."

Allein zu ihrem Unglücke hatte sich die Dame etwas zu lange besonnen, denn in der Zwischenzeit hatte sich der leicht zu entzündende Bearner, bei Gelegenheit einer Reise nach Agen, in Katharina du Luc verliebt. Sie war das schönste Mädchen der Stadt, aber ihre Schönheit ward ihr zu einem Leidensquell. Sie gebahr Heinrich IV. eine Tochter; als sie aber die Verhältnisse von einander getrennt, vergaß Heinrich IV. sich um sie zu bekümmern, und Mutter und Kind starben im Elend.

Ach! dieser große König Heinrich war ein eben so vergeßlicher Liebhaber, wie Freund und König, und überdies ganz besonders geizig. Aubigné weiß ein Liedchen davon zu singen!

Etwa um diese Zeit hatte ihn der König mit einem wichtigen Geschäft in der Gascogne beauftragt. D'Aubigné wollte dort als vornehmer Herr erscheinen, wie es die Umstände erheischten, und verzehrte dabei sieben- bis achttausend Livres seines eigenen nicht sehr großen Vermögens. Nach seiner Rückkehr erwartete er mit Fug und Recht, von seinem Herrn und Gebieter, so geizig dieser auch war, dafür entschädigt zu werden, da er sich ja nur zu dessen Vortheil so in Unkosten gesteckt.

Aber statt aller Entschädigung schenkte ihm Heinrich IV. sein Portrait.

D'Aubigné schrieb folgende Verse darunter:

Ce prince est d'étrange nature;
Je ne sais qui diable l'a fait!
Il recompense en peinture
Ceux qui le servent en effets.

(Dieser Prinz ist von seltsamer Art; ich weiß nicht, wer zum Teufel ihn gemacht hat! Er belohnt Diejenigen mit Malereien, die ihm mit baarem Gelde gedient haben.)

Als Heinrich IV. Agen verließ, vergaß er nicht nur die arme Katharina du Luc, sondern auch — wie Aubigné berichtet — ein niedliches Windspiel, Namens Citron, das gewöhnt war, zu den Füßen des Königs zu schlafen; oft aber auch zwischen Frontenac und d'Aubigné; das gute Thierchen starb fast Hungers und kam öfters zu Letzterem, um etwas zu fressen. Dies rührte Aubigné so sehr, daß er Citron zu einer armen Frau förmlich in Pension gab.

Als der König wieder einmal durch Agen kam, heftete d'Aubigné dem Windspiel einen Zettel an das Halsband und wußte es so einzurichten, daß es dem König in den Weg kam. Der König erkannte es, ließ es sich bringen und las auf dem Halsbande folgende Verse:

„Le fidele Citron, qui couchait autrefois
Sur votre lit sacré, couche ores sur la dure.
C'est le fidele chien, qui apprit de nature
De faire des amis et des traîtres le choix.

C'est lui qui les brigands effragoit de sa voix,
Des dents qui meurtrissoit D'ou vient donc qu'il endure
La faim, le froid, les coups, les dedains et l'injure,
Payement coutumier du service des rois?

Sa jeunesse, sa beauté, sa fierté agreable
Le fit chérir de tous, mais il fut redoutable
A vos haineux, aux siens pour sa dexterité.

Courtisans, qui jetez vos dedaigneuses vues
Sur ce chien délaissé, mort de faim par les vues,
Attendez ce loyer de la fidelité!"

(Der treue Citron, der ehemals auf Ihrem geheiligten Bett ruh'te, muß jetzt auf hartem Boden liegen; es ist der treue Hund, dem Natur die Freunde von Verräthern unterscheiden lehrte.

Er ist es, dessen Stimme die Schurken schreckte, dessen Gebiß sie zerfleischte. Woher kommt es denn, daß er jetzt Hunger, Frost, Schläge, Verachtung und Schimpfworte, — diese gewöhnliche Bezahlung für königliche Dienste, — erdulden muß?

Seine Jugend, seine Schönheit, sein angenehmer Stolz machten ihn Allen lieb; aber um seiner Geschicklichkeit willen ward er Ihren Hassern und den seinigen furchtbar.

Höflinge, die ihr verächtliche Blicke auf den verlassenen, verhungerten Hund werft, macht Euch gefaßt auf diesen Lohn der Treue!)

„Heinrich IV., — sagt d'Aubigné — erbleichte und erröthete, als er dieses Gedicht las." Ob aber dies königliche Erbleichen und Erröthen dem armen Citron eine lebenslängliche Pension eintrug, davon meldet uns der geistreiche Memoirenschreiber nichts.

Heinrich IV. gewöhnte sich nach und nach an derglei-

chen Vorwürfe, und gab sich endlich gar nicht mehr die Mühe, um solcher Kleinigkeiten willen zu erröthen, wie die folgende Anekdote beweist, die sich allerdings erst einige Jahre später zutrug:

„Eine Nacht — erzählt d'Aubigné — lag ich mit Herrn de la Force Caumont (demselben Caumont, der in der Bartholomäusnacht so wunderbar dem Tode entging, dessen Leben und Abenteuer Voltaire in so schlechten Versen beschrieben hat, und der im Jahre 1652, dreiundneunzig Jahre alt, als Marschall von Frankreich starb), in der Garderobe meines Herrn, und sprach zu diesem: Höre, „La Force, unser Herr ist doch ein ausgemachter Geizhals, „und der undankbarste Sterbliche, den es auf Gottes wei„ter Welt geben kann!" La Force, der schon halb eingeschlafen war, frug: „Was sagst Du, Aubigné?" Der König, der jedes meiner Worte in seinem Schlafzimmer gehört hatte, übernahm statt meiner die Antwort und rief: „Er „sagt, ich sei ein ausgemachter Geizhals und der undank„barste Sterbliche, den es auf Gottes weiter Welt geben „könne — — Sie müssen einen fürchterlich festen Schlaf „haben, bester La Force!" Hierüber — fährt d'Aubigné von sich selbst sprechend fort, — gerieth der Stallmeister ein wenig in Verlegenheit; allein am anderen Morgen machte ihm sein Herr deshalb kein unfreundlicheres Gesicht, gab ihm dagegen aber auch nicht einen Thaler mehr."

Da ist ein kleines Stückchen, von Meisterhand gemaltes Portrait eines großen Mannes, für das wir d'Aubigné Dank sagen müssen.

Die Privatgeschichte Heinrichs IV. ist eine ununterbro-

chene Reihenfolge von Liebesgeschichten und Freundschaften, und stets finden wir ihn eben so undankbar in der Freundschaft, wie flatterhaft in der Liebe.

Auf Katharina du Luc folgte die Frau eines gewissen Pierre Martinus, daher auch nur die Martine genannt. Ihr Name, die Gefälligkeit ihres Mannes, und der Ruf ihrer großen Schönheit, der sogar Dufay, den Kanzler von Navarra, in ihre Fesseln schlug, ist Alles, was wir noch von ihr wissen.

Dann kam Anna von Balzac, die Tochter Jeans von Balzac, Herrn von Montaigu, Oberintendanten des Hauses Condé. Sie heirathete später François de l'Isle, Herrn von Treigny; allein die Chronik scandaleuse begnügt sich, sie mit dem Namen der Montaigu zu bezeichnen.

Hierauf Arnaudine, über welche man in Sancys Bekenntnissen, erster Theil, Seite 129, höchst seltsame Dinge lesen kann, die wir hier nicht füglich hersetzen können.

Dann das Fräulein von Rebours, Tochter eines Präsidenten von Calais. Diese ward vorzugsweise von der Königin Margaretha mißhandelt, wozu sich allerdings die beste Gelegenheit fand, da diese Liebschaft gerade in die Zeit von Margaretha's Anwesenheit in Pau fiel.

„Es war — sagt die Königin von Navarra, — ein boshaftes Geschöpf; sie liebte mich keineswegs und spielte mir täglich die übelsten Streiche."

Allein die Herrschaft der Rebours währte nicht lange. Der König und der Hof verließen Pau, und da das arme Ding sehr krank geworden war, blieb sie dort einsam und leidend zurück.

Sie starb von aller Welt verlassen in Chenonceaux.

„Das arme Mädchen war immer kränker geworden, — erzählt Brantôme, — und als sie den Geist aufgeben wollte, besuchte sie Königin Margaretha noch einmal, machte ihr ernste Vorstellungen, sagte aber darauf: Diese arme Person muß viel ausstehen, aber sie hat auch viel Böses gethan!"

Das war ihr Sterbegebet.

Françoise von Montmorency-Fosseux, bekannter noch unter dem Namen: die schöne Fosseuse, war ihre Nachfolgerin.

Man muß selbst in den Memoiren der Königin von Navarra die Schilderung jenes reizenden kleinen Hofes von Nerac nachlesen; selbst den Abgelebtesten muß dabei das Wasser in den Mund zusammenlaufen. Er bestand aus allem, was der Süden Frankreichs damals Schönes und Galantes besaß. Margaretha von Navarra und Katharina, die Schwester Heinrichs IV., waren die allgefeierten Königinnen des Tages. Es war eine ganz seltsame Vermischung von Katholiken und Protestanten; aber für den Augenblick war ja ein Stillstand im Religionskriege eingetreten. Die Einen gingen mit dem König von Navarra in die Predigt, die Anderen mit Margaretha in die Messe, und da der protestantische Tempel von der katholischen Kapelle nur durch eine, mit reizenden Gebüschen bedeckte Promenade getrennt war, so traf man sich gleich nach dem Gottesdienste; beide Parteien vermischten sich in den köstlichen Myrthen- und Lorbeeralleen, im Schatten immergrüner Eichen, und einmal da angekommen, vergaß man Predigt und Messe, Lu-

ther und Papst, und opferte nur — wie man zu sagen pflegte — dem einzigen Gotte der Liebe.

Die schöne Fosseuse opferte so viel und so inbrünstig, daß sie schwanger ward.

Zum Glück war Königin Margaretha eben sehr angelegentlich mit dem Vicomte von Turenne beschäftigt, und hatte nicht Zeit, sich um das Thun und Treiben ihres Mannes zu bekümmern.

Indeß brachte die Geschichte doch manche Verlegenheiten mit sich. Die Fosseuse gehörte mit zu den Ehrendamen der Königin, und alle diese Ehrendamen schliefen in dem sogenannten Fräuleinzimmer.

Die Nachsicht und Gefälligkeit der guten Margaretha zog aber die Liebenden aus aller Noth und Verlegenheit. Lassen wir ihr die Geschichte selbst erzählen:

„Die Wehen stellten sich bei ihr eines Morgens, mit Tagesanbruch, im Fräuleinzimmer ein. Sie ließ meinen Arzt rufen und bat diesen, den König, meinen Gemahl, davon zu benachrichtigen, was der Doktor auch that. Wir lagen alle in einem und demselben großen Gemache, in verschiedenen Betten, wie wir das gewöhnt waren. Als der Doktor dem König diese Neuigkeit hinterbrachte, war dieser in großer Verlegenheit und wußte nicht was er thun sollte; er fürchtete einerseits, sie möchte entdeckt, andererseits sie könne schlecht gepflegt werden, denn er liebte sie sehr. Er entschloß sich also, mir Alles zu gestehen und mich zu bitten, ihr Beistand zu leisten, denn er wußte wohl, daß ich, trotz allem, was geschehen sei, stets bereit war,

ihm zu helfen, wo er es irgend wünschen konnte. Er zog meinen Bettvorhang zurück und sagte:

„Mein Liebchen, ich habe Ihnen etwas verheimlicht, „das ich Ihnen jetzt gestehen muß, und ich bitte Sie, mir „zu verzeihen, aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn „Sie sogleich aufstehen und der armen Fosseuse Hilfe leisten „wollten, die sehr übel daran ist. Sie wissen, wie sehr ich „sie liebe, und Sie werden mir also diese große Gefällig„keit erweisen."

Und Margaretha stand sogleich auf, ließ die arme Fosseuse in ihr Zimmer bringen und leistete ihr selbst Beistand, die mit einem kleinen Mädchen darniederkam; aber die Mutter hatte sich so stark geschnürt, um ihren Zustand zu verheimlichen, daß das Kind todt zur Welt kam.

Sogleich nach der Entbindung schaffte man die Kranke wieder in das Fräuleinzimmer zurück. Heinrich hoffte, daß man die ganze Sache nicht bemerkt haben würde.

Man hatte sie, wie sich von selbst versteht, in der That auch so wenig bemerkt, daß noch am selben Tage ganz Nerac die Neuigkeit wußte.

Die Liebe Heinrichs IV. mit der schönen Fosseuse währte volle fünf Jahre, worauf sich Beide freiwillig trennten; Heinrich, um sich in die Gräfin von Guiche zu verlieben, die Fosseuse, um François de Broc, Herrn von Saint-Mars zu heirathen.

Von da an verliert sich die schöne Fosseuse in die Dunkelheit der Ehe, die fast eben so dunkel für sie war, wie die des Grabes, da man von da an nichts mehr über ihr Leben und Sterben weiß.

Bevor wir aber zur schönen Gräfin von Guiche, mehr noch unter dem Namen der schönen Corisande bekannt, gelangen, haben wir noch Einiges über Königin Margaretha nachzuholen.

Der Hof war in Pau, einer fast ganz protestantischen Stadt. Die Folge davon war, daß die beiden Religionen nicht mehr wie in Nerac, einer neutralen Stadt, jede ihren eigenen Tempel hatte. Alles, was man Margaretha gestattete, war, sich die Messe in einer ganz kleinen Kapelle des Schlosses lesen zu lassen, die nur etwa acht oder zehn Andächtige fassen konnte. Die kleine Zahl von Katholiken in der Stadt hoffte wenigstens in einzelnen Abtheilungen dieser Messe beiwohnen zu können; kaum aber hatte sich die Königin in die Kapelle begeben, als der Intendant des Königs, Namens le Pin, ein sehr eifriger Hugenott, die Zugbrücke des Schlosses aufziehen ließ. Am Pfingstfeste des Jahres 1579 war es indeß einigen Katholiken gelungen, sich in die Kapelle zu schleichen und die Messe zu hören. Die Hugenotten, die, wenn sie die Oberhand haben, nicht weniger intolerante Zeloten sind, wie die Katholiken, wie ja der Scheiterhaufen des armen Servet in Genf beweist, die Hugenotten entdeckten es, benachrichtigten le Pin von dieser Uebertretung seiner Befehle, worauf dieser in die Kapelle eilte, die Katholiken Angesichts der Königin von Navarra verhaften und unter Mißhandlungen nach dem Stadtgefängniß schleppen ließ.

Margaretha beschwerte sich darüber beim König, ihrem Gemahl.

Le Pin kam dazu und erhob seine Stimme so laut

und dreist, daß die Königin ihn einen Unverschämten, der König aber nur einen Unbescheidenen nannte. Aber die Königin, die ihre Gewalt kannte, beharrte standhaft darauf, daß die verhafteten Katholiken wieder in Freiheit gesetzt, und le Pin zur Strafe für die ihr zugefügte Beleidigung fortgejagt würde.

Nachdem Heinrich sich lange dagegen gesträubt, mußte er ihr endlich in beiden Punkten die geforderte Genugthuung gewähren; allein es verblieb ihm ein tiefer Groll gegen seine Gemahlin, der später d'Aubigné die satirische Scheidung in die Feder diktirte, und die Gleichgültigkeit, in der sie bisher neben einander gelebt, artete endlich in das entschiedenste Zerwürfniß aus.

Die Königin zog sich von Pau nach Nerac zurück, und da die Feindseligkeiten seit 1577 wieder begonnen hatten, so erlangte sie, daß Nerac, von den Katholiken sowohl als von den Protestanten, als eine neutrale Stadt betrachtet ward, und auf einen Umkreis von drei Stunden keine Feindseligkeiten stattfinden durften, unter der Bedingung jedoch, daß der König von Navarra nicht selbst in die Stadt komme.

Zum Unglück führte eine neue Liebesintrigue den König dennoch nach Nerac. Biron, der Commandant der Truppen Heinrichs III., erfuhr es, rückte an, und im Augenblicke, da er die Escorte des Bearners angreifen ließ, schlug eine Kanonenkugel in die Mauer des Parapets, kaum drei Fuß unterhalb der Stelle, von der aus Margaretha dem Gefechte zusah.

Margarethe hat Biron diese Unschicklichkeit niemals vergeben können.

Dieser siebente Bürgerkrieg ermüdete Heinrich III. über die Maßen. Er war vielleicht unter allen trägen Königen von Frankreich — und deren Zahl ist nicht gering — derjenige, der die Ruhe am meisten liebte, und gleichsam wie eine anticipirte Strafe seiner seltsamen Fehler, war gerade seine Regierung eine der bewegtesten.

Endlich kam er zu der Ueberzeugung, daß er nicht eher Ruhe haben würde, bis Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon entweder wieder als Gefangene im Louvre, oder — wer weiß? — todt wären. Er bildete sich ein, das beste Mittel, den Bearner nach Paris zu locken, sei, Margaretha wieder dahin zu berufen.

Man schloß demzufolge einen jener übertünchten Frieden, wie die Königin-Mutter sie so trefflich einzufädeln verstand, und Heinrich III. schrieb seiner Schwester, wieder an den Hof zu kommen.

Der Herzog von Alençon erschien auch wirklich wieder im Louvre; aber so schlau man es auch anzustellen versuchte, der schlaue Bearner war doch nicht dahin zu bringen, sein kleines Königreich zu verlassen.

Alençon verhaften oder tödten, so lange man Heinrich von Navarra nicht hatte, war nur halbe Arbeit, und die andere Hälfte dann um so schwieriger.

Heinrich III. konnte also Nichts thun, als sich vor Wuth und Ingrimm in die Finger zu beißen, daß der Fuchs durchaus nicht dahin zu bringen war, in die Falle zu gehen.

Es fehlte ihm ein Opfer und eine Gelegenheit; Beides fand sich bald.

Joyeuse, der besondere Günstling Heinrichs III., war als Gesandter nach Rom gegangen. Heinrich III. schickte ihm einen Courier mit wichtigen Depeschen und Geheimnissen politischen und privaten Inhalts, jener seltsamen Art, wie sie uns die Inseln der Hermaphroditen und andere Pamphlets der Zeit überliefert haben.

Der Courier ward ermordet und die Depeschen unterschlagen.

Heinrich III. hatte Verdacht auf seine Schwester und gerieth in grenzenlosen Zorn gegen sie. Er griff sie vor dem versammelten Hofe mit groben Worten an, warf ihr offen ihr ausschweifendes Leben vor, nannte ihre Liebhaber, erzählte ihre geheimsten Anekdoten, so daß man hätte meinen mögen, er sei selbst dabei im Alkoven versteckt gewesen, und befahl ihr schließlich, Paris zu verlassen und seinen Hof von ihrer ansteckenden Gegenwart zu befreien.

Sei es nun bloßer Gehorsam gegen die Befehle ihres Bruders, oder sei es, daß Margaretha selbst große Eile gehabt habe, einen Hof zu verlassen, an welchem ihr ein solcher Schimpf widerfahren war, genug, sie verließ Paris schon am anderen Morgen, ohne Equipagen und ohne Gefolge, ja selbst ohne Bedienten, und hatte Niemand bei sich, als ihre beiden gewöhnlichen Dienstdamen. Diese waren Frau von Duras und Fräulein von Bethune, allerdings zwei Damen, welche einen ganzen Hofstaat an Listen und Ränken aufwogen.

Wahrscheinlich dachte Heinrich III., daß auch diese noch

zu viel für eine Königin von Navarra wären, denn zwischen Saint-Clair und Palaiseau ließ ein Gardecapitain, Namens Solern, in Begleitung einer Abtheilung Arquebusiere, die Sänfte der Königin anhalten, zwang diese, sich zu demaskiren, ohrfeigte Frau von Duras und Fräulein von Bethune, und führte sie als Gefangene nach der Abtei von La Ferrières, bei Montargis, wo Beide ein für die Tugend der guten Königin Margot höchst beschimpfendes Verhör zu bestehen hatten.

Mezerai und Varillas behaupten sogar, daß der König von Frankreich diesem Verhöre beigewohnt habe. Nachdem Heinrich III. jedoch wieder ein wenig zur Besinnung gekommen und sein Zorn verraucht war, bedachte er doch die Größe der begangenen Unbesonnenheit und deren mögliche Folgen und schrieb selbst an Heinrich von Navarra, damit dieser den Vorfall nicht auf anderem Wege erfahren möge.

Der Bearner befand sich eben auf einer Jagd in der Umgegend von Sainte-Foix, als er plötzlich einen Diener von der Garderobe Heinrichs III. auf sich zukommen sah, der ihm einen Brief seines Herrn überbrachte.

Der König schrieb unter anderm darin: „nachdem er „sich von dem schlechten und scandalösen Lebenswandel der „Frau von Duras und des Fräuleins von Bethune über„zeugt, habe er sich entschlossen, sie als eine gefährliche und „einer solchen Fürstin nicht geziemende Pest, vom Hofe „der Königin von Navarra zu verjagen."

Von der Art und Weise, wie er sie fortgejagt, von der Beschimpfung, die er Margaretha zugefügt, sagte er natürlich kein Wörtchen.

Heinrich von Navarra lächelte schlau, wie er bei solchen Gelegenheiten zu lächeln pflegte, befahl, daß man den Boten des Königs gut verpflege, und wartete anderweite Nachrichten ab, wohl ahnend, daß irgend etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse, um Heinrich III. zu solchem Anklagebriefe zu bewegen.

Königin Margaretha säumte denn auch nicht, ihren Gemahl von Allem in Kenntniß zu setzen. Sie schrieb ihm den Vorfall in größter Ausführlichkeit, wobei sie der Wahrheit eben so nahe kam, wie der Brief Heinrichs III. der Lüge.

Der König von Navarra sandte sogleich Duplessis-Mornay an den Hof von Frankreich und ließ Heinrich III. inständigst bitten, ihm die Ursache der der Königin, seiner Gemahlin, und deren Damen widerfahrenen Beschimpfung zu erklären, und ihm als guter Herr anzugeben, was zur Ausgleichung dieser Sache zu thun sei.

Heinrich III. wich jeder bestimmten Erklärung aus und man erhielt keine Genugthuung.

Die Königin von Navarra setzte demzufolge ihre Reise fort und erreichte glücklich Nerac, an dessen Thor ihr Gemahl sie empfing.

Allein Margaretha's Benehmen hatte zu den früheren Vergehen, die ihr Gemahl ihr vorzuwerfen hatte, neue hinzugefügt; es kam zu einem heftigen Streite, in welchem ihr Heinrich vorwarf, daß sie ein Kind von Jaques Chevallon habe, und Margaretha sich endlich in bitterer Feindschaft gegen ihren Gemahl nach Agen, der ihr in ihrem Heirathscontract als Eigenthum zugeschriebenen Stadt, zurückzog.

Das Schlimmste war, daß jenes Kind wirklich existirte, ein Knabe, den Bassompierre den Pater Erzengel, und Duplessis den Pater Engel nannte, der später Kapuziner und Beichtvater der Marquise von Verneuil ward. Wir werden ihm weiterhin noch einmal bei jenem Verschwörungsprozeß begegnen, der Heinrich IV. beinahe das Leben gekostet hätte, und bei welchem er einer der thätigsten Agenten war.

Während allen diesen Händeln und Zwistigkeiten starb der Herzog von Alençon plötzlich zu Chateau-Thierry.

Natürlich bezweifelte Niemand in ganz Frankreich, daß er vergiftet worden sei.

Der Krieg brach mit erneueter Heftigkeit aus.

Diesmal hatte aber Heinrich von Navarra zwei Gegner zu bekämpfen, seinen Schwager Heinrich III. und seine Gemahlin, Königin Margaretha.

Diese hatte sich, wie wir gesagt, in ihre gute Stadt Agen zurückgezogen, aber ihr mehr als leichtfertiges Betragen und ihre Gelderpressungen machten sie den Einwohnern sehr bald verächtlich und verhaßt.

Die Agener sendeten einen expressen Boten an Heinrich von Navarra ab, mit der dringenden Bitte, einige seiner Hauptleute zur Einnahme der Stadt zu commandiren, und fügten das Versprechen hinzu, das Unternehmen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen.

Heinrich schickte Herrn von Matignon mit einer Truppenabtheilung ab, und die Stadt ward so leicht und schnell genommen, daß die Königin von Navarra nur eben noch

die Zeit hatte, sich hinter einem Edelmann, Namens Lignerac, auf die Krupe zu schwingen, Frau von Duras desgleichen hinter einem anderen, und sich durch schleunige Flucht zu retten. Sie legte auf diese Weise vierundzwanzig Landesmeilen in zwei Tagen zurück und erreichte glücklich Carlat, eine kleine Bergfeste in der Auvergne, in welcher Mascé, Lígneracs Bruder, Commandant war, und ihr einen sicheren Zufluchtsort gewährte.

Sie bedurfte dessen in der That, denn sie wurde zu gleicher Zeit von ihrem Bruder und ihrem Gemahle verfolgt.

Indeß, auch hier sollte sie noch keine Ruhe finden.

Die Einwohner von Carlat — die eben keine freundlicheren Gesinnungen gegen sie hegten, wie die von Agen — beschlossen, sie an ihren Gemahl auszuliefern.

Zu Margaretha's Glück ward das Complott noch zu rechter Zeit ruchbar, und sie mußte abermals die Flucht ergreifen.

Diesmal fiel sie in die Hände des Marschalls von Canillac, der sie auf das Schloß Usson, am Flusse Allier, sechs Stunden von Clermont gelegen, in Gewahrsam brachte.

Aber Margaretha war nicht wehrlos und ihre gefährlichste Waffe war ihre immer noch bewundernswerthe Schönheit. Canillac war jung, und nach kaum acht Tagen war er der Gefangene seiner Gefangenen.

Trotzdem aber Canillac in ihren Fesseln schmachtete, war Margaretha doch nicht frei; ihr Käfig hatte sich erweitert, das war Alles, und die Schranken ihrer Freiheit erstreckten sich nicht über die Mauern der Festung.

Der Platz war zwar uneinnehmbar, aber Margaretha konnte auch nicht heraus, und so verblieb sie zwanzig Jahre daselbst, das heißt von 1585 bis 1605, zu welcher Zeit sie wieder am Hofe erschien.

Lassen wir sie in Usson und verfolgen wir die neuen Liebschaften Heinrichs von Bearn, der sich allmälig dem Zeitpunkte näherte, wo die Welt ihn Heinrich IV. von Frankreich nennen sollte.

IV.

Wir haben bereits erwähnt, daß in der Hierarchie, oder, wenn man will, der Chronologie der Liebschaften unseres Helden die schöne Corisande auf die schöne Fosseuse folgte.

Diana d'Andoins, Vicomtesse von Louvigny, bekannter noch unter dem Namen Corisande, war noch in sehr jungen Jahren mit Philibert von Gramont, Grafen von Guiche vermählt worden, dem Großvater desselben Gramont, der uns durch die Feder seines Schwagers Hamilton so allerliebste Memoiren hinterlassen hat. Wenn man ihm selbst glauben darf, könnte er sogar wohl ein Enkel Heinrichs IV. sein. Folgendes schreibt er darüber seinem Freunde Matta.

„Ei, was bist Du doch für ein schlechter Spaßmacher! Meinst Du denn, ich kenne nicht die Meridors und die Corisandren? Weiß ich denn nicht, daß es nur von mei=

nem Vater abhing, als Sohn Heinrichs IV. declarirt zu werden? Der König wollte ihn durchaus als solchen anerkennen, aber dieser Verräther von Vater wollte nie darein willigen. Du siehst also, was die Gramonts ohne dies Mißgeschick jetzt sein könnten: sie würden den Vortritt vor den Cäsars von Vendôme haben. Lache darüber, so viel Du willst, es ist darum doch so wahr, wie das Evangelium."

Möglich indeß, daß es nur eine eitle Prahlerei des Herrn Chevaliers von Gramont war.

Heinrich IV. hatte die schöne Corisande schon im Jahre 1576 gesehen, als er aus der Gefangenschaft des Hofes entfloh, aber nur im Vorbeigehen; er hatte sich jedoch nicht lange genug dabei aufgehalten, um seiner beginnenden Liebe zu ihr — wenn überhaupt bei der Liebe von einem Beginne die Rede sein kann — irgendwelche Folgen zu geben.

Erst im Jahre 1582 oder 1583 sah er sie wieder, das heißt, einige Jahre nach dem Tode des Grafen von Guiche, der um 1580 bei der Belagerung von La Fère getödtet ward. Wohl oder übel wird sich der Herr Chevalier von Gramont also entschließen müssen, ein Enkel des Grafen von Guiche zu bleiben und auf die Vetterschaft mit den Cäsars von Vendôme Verzicht zu leisten — was wir eben nicht für eine Degradation ansehen können.

Sully sagt von dem Anfange dieser Liebschaft nur:

„Es war im Jahre 1583, zur Zeit, wo der König von Navarra eben vom heftigsten Liebesfeuer für die Gräfin von Guiche entbrannt war."

Einige Schriftsteller der Zeit wollen sich zwar zu eifrigen Vertheidigern der Tugend und Ehrsamkeit der schönen Corisande aufwerfen — die ihr Enkel, der Chevalier von Gramont, so schnöde blosstellt — und behaupten, daß diese Tugend stets rein und untadelhaft geblieben sei; es ist möglich — Alles auf der Welt ist ja möglich — aber es ist nicht wahrscheinlich. Heinrich müßte nicht Heinrich gewesen sein!

Für alle Fälle geben wir hier einige Stellen aus einem eigenhändigen Briefe des Bearners an die schöne Corisande zum Besten, die vielleicht etwas mehr Licht auf die Sache werfen:

„Gestern Abend bin ich in Marans angelangt, wohin „ich mich verfügt hatte, um Anstalten für die Sicherheit „des Platzes zu treffen. Ach! wie sehr hätte ich Sie dahin „gewünscht! Unter allen Orten, die ich jemals gesehen, „würde dieser Ihnen am besten gefallen. Schon aus die„sem Grunde bin ich bereit, ihn vom König gegen einen „andern auszutauschen —

„Es giebt da alle Gattungen von Vögeln, die auf die „verschiedenste Weise singen; Seevögel, von denen ich Ih„nen einige Federn sende; ferner Fische von ungeheurer „Größe und zu fabelhaftem Preise: ein großer Karpfen drei „Sous und ein Hecht fünf! Es ist ein bedeutender Han„delsplatz, Alles zu Schiff; das Land ist sehr schön und „mit Getreide bedeckt — —

„Man kann daselbst sehr angenehm im Frieden und „sicher im Kriege leben; man kann sich da mit Dem be-

„lustigen, was man liebt, und dessen Abwesenheit be-„klagen — —

„Ich gehe Donnerstag nach Pons, wo ich näher bei „Ihnen sein, aber mich nur kurze Zeit aufhalten werde. „Meine Seele, bewahren Sie mir Ihre Gunst und glauben „Sie an meine Treue, die rein und ohne Flecken ist, wie „es nur je eine gegeben hat. Wenn Ihnen das Zufrieden-„heit gewährt, so leben Sie glücklich.

„Heinrich."

In Mont-de-Marsan fand die Vereinigung statt. Die schöne Wittwe wohnte da und ging — nach d'Aubigné's Versicherung — „alle Tage in die Messe, und zwar in Begleitung d'Esprits, der kleinen Lambert, eines Mauren, eines Basken im grünen Rocke, des Zwerges Bertrand, eines englischen Pagen, eines Hundes und eines Lakai's."

Wir wissen nicht, ob es nur die Schönheit der Gräfin oder vielleicht die Originalität dieses Gefolges war, was Heinrich von Navarra anzog; so viel aber ist gewiß, daß er von einer wahnsinnigen Leidenschaft befallen wurde.

Zu dieser Zeit betrieb Heinrich seine Scheidung von Margaretha mit großem Eifer und fiel auf den Gedanken, jedes Frauenzimmer, in das er sich verliebte, zu heirathen. Wenig fehlte, er hätte die schöne Gabriele geheirathet; ihr Tod allein vereitelte den Plan. Wir werden später sehen, daß er Frau von Entragues sogar ein schriftliches Eheversprechen ausstellte, das Sully zerriß.

Was seine Heirathsideen mit der Gräfin von Guiche betrifft, so sprach er sich gegen Aubigné darüber aus, wo-

bei er aber gerade an den rechten Mann kam. Der treue Freund kanzelte den königlichen Liebhaber tüchtig herunter und nahm ihm sein Ehrenwort als Edelmann ab, nicht unter zwei Jahren an eine Vermählung mit der schönen Corisande zu denken.

Heinrich versprach es, behielt sich aber ausdrücklich vor, nach Verlauf von zwei Jahren in dieser Beziehung thun zu dürfen, was ihm beliebte. D'Aubigné beruhigte sich damit; er wußte ja bereits aus der Erfahrung, wie lange das Liebesfeuer des Bearners zu lodern pflegte.

Diesmal hatte sich d'Aubigné indeß doch ein wenig über die Beständigkeit Dessen geirrt, den er einen ausgemachten Geizhals und den undankbarsten Sterblichen genannt hatte, denn nach zwei Jahren war Heinrich noch immer der zärtliche Liebhaber der schönen Corisande, nur dachte er nicht mehr daran, sie zu heirathen.

Gerade während dieser Leidenschaft war es, wo er die Schlacht von Coutras lieferte, in welcher er Joyeuse besiegte und tödtete.

Vor der Schlacht, im Augenblicke, als der Angriff geschehen sollte, befand er sich zwischen den Söhnen seines Oheims, des Prinzen von Condé, der bei Jarnac ermordet ward; der eine von ihnen nannte sich Prinz von Condé, wie sein Vater, der andere Graf von Soissons.

Seine Anrede an diese war nur kurz.

Er zog den Degen und rief:

„Es bedarf hier nicht vieler Worte. Ihr seid Bourbons, und — so wahr Gott lebt! — ich will Euch zeigen, daß ich der Aeltere bin!"

„Und wir wollen Ihnen zeigen," antwortete Condé, „daß Sie gute Nachfolger haben."

Der Erfolg der Schlacht ist bekannt: der Sieg war ein vollständiger und beide Joyeuse blieben auf dem Felde der Ehre.

Am Abend speiste Heinrich im Schlosse von Coutras.

Die Leichname der beiden Joyeuse waren in einer unteren Halle ausgestellt. Jemand erlaubte sich, über die beiden wackeren Edelleute zu spötteln, die den Tod einer schimpflichen Flucht vorgezogen hatten.

„Schweigen Sie, mein Herr!" rief Heinrich sehr streng; „einem solchen Augenblicke geziemen nur Thränen, selbst die der Sieger."

Da es ihm aber, wie allen ächten Gascognern, ein stetes Bedürfniß war, seinen Geist geltend zu machen, schrieb er noch an selbem Abend an Heinrich III.:

„Sire, mein Herr und Bruder, danken Sie Gott: ich habe Ihre Armee und Ihre Feinde zugleich geschlagen."

Und was that wohl Heinrich von Navarra, nachdem er die Schlacht so glänzend gewonnen hatte? Ganz natürlich doch, den Sieg benutzen, um eine Vereinigung seines Heeres mit dem protestantischen zu bewerkstelligen, das er in Deutschland für das Geld, das ihm die schöne Corisande mit Verpfändung ihrer Güter verschafft, hatte anwerben lassen? — So wenigstens würden ihm d'Aubigné, Sully und Mornay gerathen haben, wenn er sie befragt hätte — wovor er sich aber wohlweislich hütete.

Heinrich von Navarra rafft die auf dem Schlachtfelde

erbeuteten Fahnen zusammen, läßt sie zur Gräfin von Guiche bringen, breitet sie über deren Bett aus und schläft ruhig mit ihr darauf, während der Herzog von Guise sein deutsches Hilfsheer in aller Gemächlichkeit aufreibt. — Allerdings übernahm Heinrich III. den Dank dafür, indem er ein Jahr später den Herzog von Guise und den Cardinal von Lothringen in Blois ermorden ließ.

Man darf sich nicht darüber verwundern, daß Heinrich von Navarra in solch' wichtigem Augenblicke nur an seine Herzallerliebste dachte; das war so seine Art. Dachte er doch sogar im Augenblicke des Todes nur an sie.

Im Monat Januar 1589 belagerte der Herzog von Nevers La Garnache, eine kleine Stadt in Nieder-Poitou. Heinrich eilte herbei, um die Stadt zu entsetzen; es war heftig kalt, er stieg vom Pferde und machte sich lebhafte Bewegung, um sich zu erwärmen, stieg wieder auf, erkältete sich, ward am 9. gefährlich krank und befand sich am 13. zum Tode.

Am 15. schrieb er an die schöne Corisande:

„Yerre konnte nicht abgesendet werden, wegen meiner „Krankheit, von der ich aber nun, Gott sei Dank! ziemlich „wieder hergestellt bin. Sie werden bald von mir reden „hören, und zwar eben so viel Gutes, wie in Niort. Ich „kann noch kaum schreiben. Gewiß, mein Herz, ich habe „den Himmel offen gesehen, war aber noch nicht fromm „genug, um hinein zu gelangen. Gott will sich meiner noch „bedienen. Binnen zweimal vierundzwanzig Stunden war „ich dahin gekommen, in's Grabtuch gehüllt zu werden; „Sie würden Erbarmen mit mir gehabt haben! Hätte

„meine Krisis nur zwei Stunden länger gewährt, so war „ich jetzt eine Speise der Würmer. So eben kommen mir „Nachrichten von Blois zu. Zweitausendfünfhundert Mann „sind unter Saint-Pols Anführung aus Paris gerückt, um „Orleans zu Hilfe zu eilen; aber die Truppen des Königs „haben sie in Stücke gehauen, so daß man glaubt, Or„leans werde in zwölf Stunden genommen sein.

„Ich schließe, weil mir übel wird.

„Guten Morgen, meine Seele!

„Heinrich."

Zum Unglück für die Gräfin von Guiche traf der König von Navarra einige Tage nach seiner Genesung mit Frau von Guercheville zusammen und verliebte sich augenblicklich in sie.

Die schöne Corisande gewahrte die in dem Herzen ihres Liebhabers vorgegangene Veränderung an dem plötzlichen Ausbleiben seiner Briefe. Sie schickte ihren Cousin, den Marquis von Parabere, an ihn ab, um zu wissen, woran sie sich wegen dieses Stillschweigens zu halten habe. Heinrich bekannte mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit seine neue Liebe; er kenne sein Unrecht, sagte er, vermöge es aber nicht zu ändern, und fügte schnell hinzu: wenn seine Freundschaft und seine Achtung der Gräfin von Guiche genügen könnten, so solle sie niemals Ursache haben, sich über ihn zu beschweren.

Die Gräfin von Guiche kannte Heinrich, sie wußte, daß, nachdem er einmal eine solche Erklärung abgegeben, Nichts mehr mit ihm zu thun sei, und faßte ihren Entschluß

danach; sie nahm diese Achtung und diese Freundschaft an, die ihr der König von Navarra darbot, und die er ihr auch Zeit seines Lebens bewahrt hat.

Mit dieser neuen Liebe erging es Heinrich aber seltsam: der treulose Liebhaber der Gräfin von Guiche fand bei Frau von Guercheville denselben Widerstand, den er fünfzehn Jahre früher bei Fräulein von Tignonville gefunden hatte.

Heinrich von Navarra bot der schönen Spröden die Ehe an, etwa wie es in unseren Tagen ein leichtsinniger Student mit einer Grisette machen würde, die er verführen will; allein die Marquise von Guercheville antwortete ihm: da sie nur die Wittwe eines einfachen Edelmanns sei, so wisse sie recht gut, daß sie kein Recht habe, eine so hohe Ehre zu beanspruchen; so daß Heinrich, der wohl sah, daß einer so uneinnehmbaren Veste gegenüber Nichts für ihn zu machen sei, die Belagerung aufgab. Um aber der Marquise eine werthvolle Erinnerung an die Liebe zu hinterlassen, die sie einem Könige eingeflößt hatte, willigte er in ihre Vermählung mit Charles Duplessis, Herrn von Liancourt, Grafen von Beaumont, Ritter der Königl. Orden, und sagte ihr:

„Da Sie eine wahrhafte Ehrendame sind, so sichere ich Ihnen im Voraus die Stelle einer solchen bei der Königin, die ich durch meine Verheirathung auf den Thron heben werde, wer diese auch sein möge.“

Und er hielt auch Wort; die Marquise von Guercheville, Gräfin von Beaumont, war die erste Ehrendame,

welche Heinrich IV. seiner Gemahlin, Maria von Medicis, vorstellte.

Während Frau von Guercheville durch die Standhaftigkeit, welche sie gegen den König von Navarra bewies, alle Welt in Erstaunen setzte, entschädigte dieser sich dafür durch die Willfährigkeit, die er bei Charlotte des Essarts, Gräfin von Romorantin fand.

Zwei Töchter entsprossen diesem Liebesverhältniß: die eine, Jeanne-Baptista von Bourbon, legitimirt durch ein königliches Patent vom Monat März 1608; die andere, Marie Henriette von Bourbon, starb als Aebtissin von Chelles am 10. Februar 1629.

Die Erstere war besonders eine ausgezeichnete Frau. Im Jahre 1635 ward sie zur Aebtissin von Fontrevault ernannt und machte dem Orden sowohl durch ihren Geist, wie ihrem Talente und ihrem festen Charakter große Ehre; es ward sogar eine königliche Verordnung erlassen, welche den Prioren und Prälaten ihres Ordens anbefahl, sie, sowohl schriftlich, wee mündlich, hochwürdige Mutter zu tituliren, was, wie es scheint, eine ganz besondere Auszeichnung war, auf die sie sehr streng hielt; denn als sie im Alter von neunzig Jahren zum Tode erkrankte und der Prior von Fontrevault bei Darreichung des Sterbesacramentes zu ihr sagte: „Meine Schwester, empfangen Sie das heilige Viaticum," — sah sie diesen fest an und sprach: „Nennen Sie mich hochwürdige Mutter; eine königliche Verordnung befiehlt es Ihnen!"

Indeß hatte sie sich nicht immer der in Betreff ihrer erlassenen Verordnungen zu freuen. Der Präsident Har-

lay hatte unter anderen eine gegen sie erlassen, die ihr so zu Herzen ging, daß sie sich in größtem Zorne zu ihm begab, ihn fast beschimpfte und endlich sprach:

„Haben Sie etwa vergessen, mein Herr, daß das Blut Heinrichs IV. in meinen Adern fließt?“

„Das weiß ich sehr wohl, Madame,“ antwortete Harlay ruhig, „und sogar von der hitzigsten Art.“

Ihre Mutter, die Gräfin Romorantin, heirathete 1630, das heißt noch in ihrem hohen Alter, François de l'Hôpital, Grafen von Rosnay, „der sie — wie ein Geschichtsschreiber sagt — stets als die Wittwe eines Fürsten achtete und ehrte.“

Man sieht, daß nicht nur der Mantel der christlichen Liebe, sondern auch die Erinnerung an große Namen gar viele Schwächen zuzudecken vermag, denn zwischen ihrer Trennung von Heinrich IV. und ihrer Verheirathung mit François de l'Hôpital, hat diese ehrbare Fürstenwittwe vom Cardinal von Guise nicht weniger als sechs Kinder gehabt.

Sie starb im Juni 1651, und Loret berichtet ihren Tod im vierundzwanzigsten Briefe seiner historischen Muse folgendermaßen:

Lundi, la mort, d'un coup fatal,
De madame de l'Hôpital
Abrégea les jours et la vie,
Sans pourtant qu'elle eneût envie;
Car le monde elle n'a quitté,
Non obstant son antiquité.
Qu' avec extrême repugnance;

Et sa dernière doléance,
Ce fut de dire: „Ah! jour de Dieu!
„Faut-il que je m'en aille! — Adieu!“
Pour monsieur son mari, qui reste,
Après cette perte funeste,
Au lieu de faire le pleureux,
Il doit se tenir tres heureux;
Car, s'il veut encore une femme,
Mainte mignonne et mainte dame,
Et de grande condition,
Sont à sa disposition. —

(Am Montag kürzte ein verhängnißvoller Todesstreich die Tage und das Leben von Madame de l'Hôpital ab, ohne daß sie jedoch große Lust dazu bezeigte; denn trotz ihres Alterthumes verließ sie die Welt nur mit äußerstem Widerstreben, und ihr letzter Klageruf war: „Ach! Du mein Gott, so muß ich denn fort? — Adieu!“ Was ihren überlebenden Herrn Gemahl betrifft, so kann dieser, statt über den herben Verlust den Weinerlichen zu spielen, sich sehr glücklich schätzen; denn wenn er noch eine Frau will, so steht ihm gar manch hübsches Kind und manche Dame, und sogar von hohem Range, zur Verfügung.)

Während die Liebe Heinrichs IV. zu Charlotte des Essarts noch in vollster Blüthe stand, ereigneten sich einige Dinge von höchster politischer Wichtigkeit, die wir hier jedoch nur mit zwei Worten erwähnen wollen.

König Heinrich III. ward zur großen Befriedigung der guten Pariser und zum Ruhme des Mörders von Jaques Clement umgebracht.

Wer daran zweifeln sollte — nicht am Morde nämlich, sondern am Ruhme des Mörders und an der Befriedigung der guten Pariser — der lese folgende Zeilen:

Un jeune jacobin, nommé Jaques Clement,
Un matin, à Saint-Cloud, une lettre presente
A Henri de Valois, et, vertueusement,
Un couteau fort pointu dans l'estomac lui plante.

(Eines Morgens überreicht ein junger Jacobiner, Namens Jaques Clement, Heinrich von Valois in Saint-Cloud einen Brief, und pflanzt ihm dabei höchst tugendhaft ein sehr spitzes Messer in den Magen.)

Diese Verse standen unter einem damals erschienenen Kupferstiche, das Märtyrerthum des allerseligsten Heiligen, Jaques Clement darstellend, wie derselbe von den königlichen Garden mit Hellebarden niedergemacht wird.

In Folge dessen mußte Heinrich von Navarra — der durch den Tod Heinrichs III. nunmehr Heinrich IV. ward — die Belagerung von Paris einstweilen aufheben und sich nach Dieppe zurückziehen, um dort die Hilfe zu erwarten, welche die Königin Elisabeth von England ihm schicken sollte.

Wenn wir sagten, daß Heinrich von Navarra Heinrich IV. geworden, hätten wir eigentlich richtiger sagen sollen, daß er sich selbst dazu gemacht habe, denn Viele, die ihn als obersten Feldherrn anerkannten, wollten ihn gleichwohl nicht als König von Frankreich anerkennen.

Trotzdem Givry ein schönes Beispiel des Gehorsams und der Unterwerfung gegeben hatte, indem er vor Hein-

rich IV. die Knie beugte und ausrief: „Sire, Sie sind der König aller Tapferen, und nur die Feigen werden Sie verlassen!“ — gab es doch so manchen wackeren Edelmann, der nichts weniger als feig war und ihn dennoch verließ, so daß er nur mit etwa dreitausend Mann Dieppe erreichte.

Der Herzog von Mayenne verfolgte ihn mit einem Heere von dreißigtausend Mann.

Hier hieß es also: Siegen oder sterben!

Und Heinrich siegte; Mayennes Heer erlitt bei Arques eine vollständige Niederlage.

Am Abend dieser ruhmvollen Schlacht war es, wo Heinrich IV. seinem Freunde Crillon jenes berühmte Briefchen schrieb:

„Hänge Dich, mein tapferer Crillon! Wir haben bei „Arques gesiegt, und Du warst nicht dabei!

„Adieu, Crillon; ich liebe Dich die kreuz und quer!

„Heinrich.“

Heinrich hatte stets Geist und Witz; doch am Abend nach einer gewonnenen Schlacht mehr, als an anderen Tagen.

Königin Elisabeth hielt ihr Versprechen und sendete Heinrich ein Hilfsheer von fünftausend Mann; mit diesem und den zweitausendfünfhundert Mann, die ihm ohngefähr nach der Bataille von Arques übrig geblieben waren, trieb er Mayenne bis unter die Mauern von Paris zurück.

Allein Paris selbst war dermaßen gegen ihn fanatisirt, daß es uneinnehmbar blieb. Um aber wenigstens den Einwohnern einen kleinen Schrecken einzujagen, erlaubte Heinrich seinen leichten Truppen, einen Sturmangriff zu machen,

bei welchem diese bis auf die Mitte der im Jahre 1578 von Ducerau erbauten Brücke — die demnach damals noch mit größerem Rechte wie jetzt Pont-Neuf genannt werden konnte — vorwärts drangen, und zwar gerade bis zu der Stelle, auf welcher seitdem die Reiterstatue Heinrichs IV. errichtet worden ist.

Mittlerweile rückte der Graf Egmont mit einem spanischen Heere zu Mayenne's Hilfe an.

Der Bearner mußte abermals von Paris abziehen.

Mayenne und Egmont bewerkstelligten ihre Vereinigung und verfolgten Heinrich IV. bis in die Ebene von Ivry, wo dieser festen Fuß faßte und seine Gegner erwartete.

Hier war es abermals, wo der große Mann, mit dem wir uns beschäftigen, der so groß vor dem Feinde und seinen Geliebten gegenüber so schwach war, einige jener Worte sprach, die seitdem so volksthümlich geblieben sind, daß es fast unmöglich ist, sie in einer Arbeit, wie die vorliegende, ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Im Augenblick, da die Schlacht beginnen sollte, rief er seinen Freunden zu:

„Kameraden, Ihr seid Franzosen und dort „steht der Feind! Wenn Ihr Eure Fahnen ver„lieren solltet, so sammelt Euch wieder um den „weißen Helmbusch Eures Königs; Ihr werdet „ihn stets auf dem Pfade der Ehre finden!"

Er besann sich plötzlich darauf, daß er am Abend zuvor den Obristen Schomberg, einen seiner tapfersten und treuesten Officiere, Angesichts des ganzen Heeres durch ein hartes Wort verletzt hatte; er lenkte sein Pferd auf ihn

zu und rief mit so lauter Stimme, daß man es weithin hören konnte:

„Obrist Schomberg, uns steht ein wichtiger Augenblick bevor; es könnte geschehen, daß ich auf der Wahlstatt bliebe, und es wäre ungerecht, wenn ich die Ehre eines so wackeren Edelmannes, wie Sie sind, mit einem Flecken hinterließe. Ich erkläre Ihnen demnach, daß ich Sie als einen ehrenhaften Mann und einer jeden Feigheit unfähig erkenne. Umarmen Sie mich!"

„Ach, Sire!" rief Schomberg gerührt, „gestern haben Ew. Majestät mich verletzt, heute tödten Sie mich, denn Sie legen mir die Verpflichtung auf, für Sie zu sterben!"

Und in der That drang Schomberg, der den ersten Angriff commandirte, bis mitten in die spanischen Vierecke und ward getödtet.

Einer jener Zufälle, die zuweilen über den Erfolg eines Tages entscheiden, hätte den Sieg von Ivry beinahe in eine Niederlage verwandelt.

Ein Cornet, der ebenfalls einen weißen Helmbusch trug, war schwer verwundet worden und mußte sich aus dem Handgemenge zurückziehen.

Viele glaubten, es sei der König.

Zum Glücke erfuhr es Heinrich sogleich. Er sprengte sein Pferd mitten unter die Seinen, die schon zu wanken begannen, so schnell hatte sich die Schreckenskunde verbreitet, und rief mit Donnerstimme:

„Da bin ich, da bin ich! Richtet Eure Augen auf mich; noch bin ich am Leben, bleibt Ihr bei der Ehre!"

Sein letztes Wort an diesem Tage war, als Biron

sich noch einmal mit Ungestüm auf die fliehende Nachhut des Feindes warf:

„Schonet die Franzosen!"

Die beiden Siege von Arques und von Ivry öffneten Heinrich IV. wieder die Straße nach Paris.

Die Belagerung begann von Neuem.

Heinrich verlegte sein Hauptquartier nach Montmartre.

Nahe bei Montmartre, kaum einige hundert Schritte vom Hauptquartier, lag eine Abtei, und in dieser Abtei war ein hübsches junges Mädchen, Namens Marie von Beauvilliers, Tochter des Grafen Claude von Saint-Aignan und Marie Babou de la Bourdaisière.

„Diese Bourdaisières," sagt Tallemant des Reaux, „von denen auch Gabriele d'Estrées abstammt, war das fruchtbarste Geschlecht galanter Frauen, das jemals in Frankreich geblüht hat. Man zählt deren an fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig, theils dem klösterlichen Stande angehörend, theils verheirathet, die alle dem Gotte der Liebe mit großer Leidenschaft und ohne Hehl huldigten. Manche Leute wollen diesen Erbfehler als eine Wirkung des Familienwappens der Babou-Bourdaisières, auf welchem eine Hand ein Bündel Wicken aus einer azurnen Wolke herabreicht, erkennen, wie folgendes Spottgedicht beweist:

Nous devons bénir cette main
Qui seme avec tant de largesse
Pour le plaisir du genre humain,
Quantité de si belles vesces!"

(Wir müssen diese Hand segnen, die zum Vergnügen des

menschlichen Geschlechts mit solcher Freigebigkeit eine Menge so schöner Wicken aussäet.)

Um unseren Lesern im Jahre des Heils 1855 den in diesem Spottgedichtchen liegenden Doppelsinn zu erläutern, wollen wir hier nur bemerken, daß Wicken ein damals zugleich leichtfertige Frauenzimmer bezeichnender Ausdruck war.

Da wir einmal im Zuge sind, von unseren Nebenmenschen, wenn gleich sie schon lange verstorben sind, allerhand böse Dinge zu sagen, so geht es gleich in Eins hin, wenn wir hier auch erzählen, wie es kam, daß das Stammhaupt der Familie, das ursprünglich schlechtweg Babou hieß, sich in einen de la Bourdaisière verwandelte.

Eine Dame in Bourges, Wittwe eines Procurators oder Notars, kaufte einst bei einem Trödler ein altes schlechtes Wamms, zu welchem Zwecke, müssen wir dahingestellt sein lassen. In der Tasche dieses Wammses fand sich ein zerknittertes Papier, auf dem folgende Worte standen:

„Im Keller des — da und da — gelegenen Hauses, „befindet sich, da und da (der Ort war ganz genau bezeich„net) sechs Fuß unter der Erde eine Summe Goldes, im Betrage von — so und so viel, in zwei irdenen Töpfen."

Wir bedauern aufrichtig, den Betrag der Goldsumme nicht angeben zu können, jedenfalls muß sie aber sehr groß gewesen sein.

Die Wittwe dachte nach:

In Folge dieses Nachdenkens fiel es ihr ein, daß der Gouverneur, oder Generallieutenant der Stadt, ebenfalls

Wittwer war, neun Kinder, aber kein Vermögen hatte. Sie ging zu ihm und erzählte ihm die ganze Geschichte sehr ausführlich, bis auf einen Punkt, den sie schlau für sich behielt, nämlich den Ort, wo das Gold lag.

„Das ist Alles ganz gut," sagte der Generallieutenant, „nun aber muß ich Sie bitten, mir noch das Eine zu sagen: wo nämlich das Gold liegt?"

„Das soll geschehen, wenn Sie mir dagegen ein Versprechen geben."

„Und worin besteht das?"

„Mich zu heirathen."

Jetzt war an dem Generallieutenant die Reihe, nachzudenken, wobei er jedoch nicht unterließ, einige prüfende Seitenblicke auf die Wittwe zu werfen; sie war in der That noch ganz hübsch.

„Nun denn, es sei!" sagte er dann.

Die beiden Leutchen setzten einen schriftlichen Vertrag auf, daß der Herr Generallieutenant die Wittwe heirathen werde, wenn sich die genannte Summe wirklich an dem bezeichneten Orte fände.

Nachdem der Contract unterzeichnet, machte man sich an die Nachforschungen, und siehe da — die Summe ward wirklich gefunden. Der General heirathete die Wittwe und kaufte sich von der so seltsam erlangten Aussteuer die Besitzung la Bourdaisière.

Daher ist es gekommen, daß die Babou, die sich erst kurzweg Babou nannten, sich in Babou de la Bourdaisière verwandelten.

Was nun die Galanterien der Frauen aus diesem Ge-

schlechte anbelangt, so wollen wir uns nur auf ein Beispiel beschränken.

Es hat unter den vielen de la Bourdaisière Eine gegeben, die sich öffentlich rühmte, nach einander die Maitresse des Papstes Clemens VII., des Kaisers Karls V. und des Königs Franz I. gewesen zu sein.

Möglich, daß diese Dame nebenbei auch von den genannten drei gekrönten Häuptern zu diplomatischen Missionen unter sich verwendet worden ist.

Genug, nahe bei Montmartre lag eine Abtei, und in dieser Abtei war eine Demoiselle de la Bourdaisière, wahrscheinlich dieselbe, welche ihrem Wappen die Devise beifügte: „Aechtes Blut verleugnet sich nicht!" Sie stammte mütterlicherseits von einer la Bourdaisière, denn ihr Vater war ein Beauvilliers. Zu jener Zeit zählte sie kaum erst siebzehn Sommer.

Sie war im Kloster von Beaumont-les-Tours erzogen, bei ihrer Tante, Anna Babou de la Bourdaisière, Aebtissin dieses Klosters.

„Ihre Neigung," sagt der Geschichtschreiber, der uns von ihr Nachricht giebt, höchst naiv, „ihre Neigung war keineswegs für das Klosterleben. Beim Tode ihres Vaters befanden sich neun Kinder, drei Knaben und sechs Mädchen im Hause. Das arme Kind ward also in's Kloster gesteckt, um nicht das Erbtheil ihrer Brüder zu schmälern."

Heinrich IV., der so viel Geist besaß, hatte keine große Mühe, Fräulein, oder vielmehr Frau von Beauvilliers — denn die adlichen Nonnen wurden mit Madame titulirt —

zu überzeugen, daß es auf der Welt noch etwas Angenehmeres gäbe, als täglich ein halbes Dutzend Messen zu hören und Hora und Vespern abzusingen. Sie glaubte Heinrich IV. und reiste mit ihm nach Senlis ab.

Nun, und was wurde denn aus der Belagerung von Paris?

Alle Tausend! was kümmerte sich denn Heinrich IV. um Paris und alle Hauptstädte der Welt, wo es sich um ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren handelte!

Hören wir nur, was ein glaubwürdiger Schriftsteller seiner Zeit darüber sagt:

„Wäre Heinrich IV. als König von Frankreich geboren worden und im friedlichen Besitze des Thrones aufgewachsen, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach niemals ein großer Mann geworden sein. Er wäre in der Wollust und Genußsucht untergegangen, da er, trotz aller zu bekämpfenden Widerwärtigkeiten seines Lebens, niemals Bedenken trug, die wichtigsten Angelegenheiten im Stiche zu lassen, um seinem Vergnügen nachzulaufen. So eilte er nach der Schlacht von Coutras, statt seinen Vortheil zu verfolgen, in die Arme der Gräfin von Guiche und brachte ihr die erbeuteten Fahnen, und während der Belagerung von Amiens lief er der Frau von Beaufort nach, ohne sich im Mindesten um den Cardinal von Oestreich, nachherigem Erzherzog Albert zu kümmern, der mit einem Heere zum Entsatze des Platzes anrückte."

Bayle geht in seinem Dictionnaire der Geschichte noch weiter und sagt:

„Wäre Heinrich IV. ein Eunuche gewesen, er würde

Alexander den Großen und Julius Cäsar an Ruhm übertroffen haben."

Edler Dummkopf! wäre Heinrich IV. ein Eunuche gewesen, so würde er nicht die Schlachten von Arques, von Jvry, von Courtras gewonnen haben. Die Narses sind äußerst selten, und die Geschichte hat uns nur einmal das Beispiel einer großen Ausnahme aufbewahrt.

Also der gute Bearner, der geistreiche Heinrich ging mit seiner schönen Nonne nach Senlis. Zu der Zeit war er ja noch Protestant und war daher um so weniger verpflichtet, auf die Heiligkeit des klösterlichen Gelübdes zu achten.

Zu ihrem eigenen Unglücke hatte aber die schöne Nonne etwas zu schnell dem Verführer ihr Ohr geliehen. Heinrich IV. wußte ihr keinen Dank für ihre Nachgiebigkeit; er sah eine andere Dame, zufällig ebenfalls aus dem Geschlechte der Bourdaisière, verliebte sich flugs in diese, und Frau von Beauvilliers war vergessen; — das heißt, als Geliebte, nicht aber als Freundin, wie wir zur Ehre unseres Helden sagen müssen, denn es ist noch ein königliches Patent vom Jahre 1597 vorhanden, durch welches die ehemalige Geliebte des Siegers von Jvry zur Aebtissin und Dame von Montmartre und Fort-aux-Dames ernannt wird.

Sie starb den 21. April 1650, sechsundsiebenzig Jahre alt.

V.

Wir sind nun bei derjenigen Geliebten Heinrichs IV. angelangt, die von allen am populärsten geworden ist und deren Andenken sich am längsten im Munde des Volkes erhalten hat: die schöne Gabriele d'Estrées.

Zwei Dinge haben ganz vorzüglich zu deren Popularität beigetragen: das allerliebste, noch jetzt in ganz Frankreich bekannte Liedchen: Charmante Gabrielle, und das schlechte Gedicht: die Henriade.

Von dem berühmten Volksliede ist nur ein Vers, der erste, von Heinrich IV. selbst gedichtet; er machte ihn vor Antritt einer seiner häufigen Abreisen:

Charmante Gabrielle,
Je vous fuis mes adieux,
La gloire, qui m'apelle,
M'eloigne de vos yeux.
Fatale departie!
Malheureux jour!
Que ne suis-je sans vie
Ou sans amour?

(Reizende Gabriele, ich sage Ihnen Lebewohl, der Ruhm, der mich ruft, entzieht mich Ihren Augen. Verhaßte Trennung! Unglücklicher Tag! Warum bin ich nicht ohne Leben, oder ohne Liebe!)

Wir lassen das Portrait Gabrielens folgen, welches Voltaire in seiner Henriade von ihr entwirft:

D'Estrées etait son nom: la main de la Nature
De ses aimables dons la combla sans mesure.
Telle ne brillait point aux bords de l'Eurotas
La coupable beauté qui trahi Menelas;
Moins touchante et moins belle, à Tarse on vit paraître
Celle qui des Romains avait dompté le maître,
Lorsque les habitants des rives du Cydnus,
L'encensoir a la main, la prisent pour Venus.

(D'Estrées war ihr Name: die Hand der Natur stattete sie verschwenderisch mit ihren liebenswürdigsten Gaben aus; so glänzte nicht an den Ufern des Eurotas jene strafbare Schönheit, welche Menelaus verrieth; weniger schön und rührend sah man zu Torses Diejenige erscheinen, welche den Herrscher Roms gebändigt hatte, als die Bewohner der Gestade des Cydnus sie, Weihrauch opfernd, für Venus hielten.)

Der große Voltaire befindet sich hier in einem kleinen Irrthume. Nicht Antonius, Cleopatras Anbeter, war der Herrscher Roms, sondern Augustus, und eben weil es ihr nicht gelungen war, diesen wirklichen Herrscher Roms in ihre Fesseln zu schlagen, endete Cleopatra ihr Leben durch einen Natterbiß.

Uebrigens muß Gabriele, nach einem Portrait zu

schließen, welches Gaston von Orleans, dem zweiten Sohne Heinrichs IV. und der Maria von Medicis gehörte, wirklich bewunderswürdig schön gewesen sein: ihr Gesicht war das reizendste, was man sehen konnte, umgeben von einer reichen Fülle goldblonden Haares; die Augen waren blau und von blendendem Glanze, ihr Teint wie Lilien und Rosen, wie die Dichter jener Zeit sich auszudrücken pflegten, und wie es manche noch heutigen Tages thun.

Porcheres hat ihre Haare und Augen besungen, und Guillaume von Sablé das Uebrige.

Sur les cheveux de la belle d'Estrées.

Doux chainons de mon prince, agréables supplices,
Blonds cheveux, si je loue ici votre beauté,
On jugera mes vers, pour être vos complices,
Criminels, comme vous, de lèse-majesté.

(Auf die Haare der schönen d'Estrées.)

(Sanfte Kettchen meines Fürsten, angenehme Pein, blonde Haare! wenn ich hier eure Schönheit lobe, so wird man meine Verse, als eure Mitschuldigen, wie euch selbst, als Majestäts-Verbrecher verurtheilen.)

Wir können nicht umhin, hier noch das Sonnet Porcheres auf die Augen Gabrielens herzusetzen, das zehn Jahre lang so glücklich war, einen ungeheuren Ruhm zu erndten. Wenn damals schon eine Academie existirt hätte, nichts würde den Dichter vor dem Schicksale bewahrt haben, in dieselbe gewählt zu werden, wie es Herrn von Saint-Aulaire später für ein vierzeiliges Verschen erging.

Es wird dies Sonnet zugleich einen deutlichen Begriff von dem Geiste der Dichtkunst damaliger Zeit geben:

Sur les yeux de Madame la duchesse de Beaufort.

Ce ne sont point des yeux, ce sont plutôt des dieux:
Ils ont dessus les rois la puissance absolue.
Dieux? non, ce sont des cieux: ils ont la couleur bleue
Et le mouvement prompt comme celui des cieux,

Cieux! non, mais deux soleils clairement radieux,
Dont les rayons brillants nous offusque la vue.
Soleils! non, mais eclairs de puissance inconnue
Des foudres de l'amour signes presagieux,

Car s'ils etoient des dieux, feroient-il tant de mal?
Si des cieux, ils auroient leur mouvement egal.
Deux soleils ne se peut: le soleil est unique.

Eclairs! non, car ceux-ci durent trop et trop clairs.
Toutefois, je les nomme, afin que je m'explique:
Des yeux, des dieux, des cieux, des soleils, des eclairs!

(An die Augen der Frau Herzogin von Beaufort.)

(Es sind keine Augen, es sind vielmehr Götter, denn sie üben über Könige eine unumschränkte Gewalt aus Götter? nein, es sind Himmel, denn sie sind von blauer Farbe, und ihre Bewegung so schnell, wie die der Himmel.

Himmel? nein, aber zwei hellstrahlende Sonnen, deren glänzende Strahlen unsere Augen blenden. Sonnen? nein,

aber Blitze, von unbekannter Macht, Donnerkeile, wahrsagende Vorzeichen der Liebe.

Denn wären es Götter, würden Sie so viel Uebles anrichten? Und wenn Himmel, so würde ihre Bewegung gleich sein. Zwei Sonnen sind nicht möglich: die Sonne ist eine Einzige.

Blitze? nein, denn diese hier wären zu lange und zu hell. Dennoch nenne ich sie, um mich deutlich zu erklären: Augen, Götter, Himmel, Sonnen, Blitze!)

Wir erinnern den Leser bei dieser Gelegenheit an jenes höchst drollige Quiproquo, welches die Fürstin von Monaco in Bezug auf dieses nämliche Sonnet in ihren Memoiren erzählt. *)

Porcheres hat sich, wie gesagt, mit dem Besingen der Haare und der Augen begnügt; Guillaume von Sablé aber giebt uns eine höchst originelle Schilderung sämmtlicher übrigen Reize der schönen Gabriele:

Mon oeîl est tout ravi quand il voit et contemple
Ses beaus cheveux orins qui ornent chaque temple,
Son beau et large front et sourcils ebenins.
Son beau nez décorant et l'une et l'autre joue,
Sur les quelles l'amour a toute heure se joue.
Et ces deux brillans yeux, deux beaux astres bénins.
Heureux qui peut baiser sa bouche cinabrine,
Ses lévres de corail, sa denture ivoirine,

---

*) Leben und Abenteuer der Fürstin von Monaco, Leipzig, bei Kollmann, 2. Band.

Son beaux double-menton, l'une des sept beautés,
Le tout accompagné d'un petit ris folâtre;
Une gorge de lys sur un beau sein d'albâtre,
Ou deux globes charmants sont assis et plantés!
Mon Dieu! qu'il fait beau voir sa main blanche et polie,
Ses beaux doigts longs, perleux, et qui plus embellie,
Des riches diamants et rubis precieux,
Sa belle taille, aussi, ne doit être oubliée,
Avec la bonne grâce à la taille alliée,
Et ces petits pieds, fait pour le parquet des dieux!

(Mein Auge ist ganz entzückt, wenn es ihre schönen goldigen Haare betrachtet, die ihre Schläfe schmücken, ihre schöne und breite Stirn und ebenholzfarbenen Augenbrauen, ihre schöne Nase, die die eine wie die andere Wange ziert, und diese beiden glänzenden Augen, zwei schöne wohlthätige Gestirne. Glücklich, wer ihren zinnoberfarbigen Mund küssen darf, ihre Korallenlippen, ihre elfenbeinenen Zähne, alles von einem fröhlichen Lächeln begleitet; ein Lilienhals auf einem Alabasterbusen, auf dem zwei reizende Halbkugeln ruhen! Mein Gott! wie schön ist es, ihre weiße, glänzende Hand zu sehen, ihre schönen langen, perlengezierten Finger, noch mehr verschönt von reichen Diamanten und kostbaren Rubinen. Ihre schöne Taille, mit Grazie verbunden, darf ebenfalls nicht vergessen werden, und ihre kleinen Füße, geschaffen für das Parquet der Götter.)

Gabriele ist ungefähr um das Jahr 1575 geboren. Sie war noch nicht am Hofe erschienen, als Heinrich ihr bei einem seiner Ausflüge in die Umgegend von Senlis begegnete.

Sie bewohnte das Schloß Coeuvre, und die Wälder

Bayerische
Staatsbibliothek
München

von Villers-Cotterets waren es, wo sich Beide zum ersten Male sahen.

Demoustier hat den traditionnellen Ort, wo dies erste Zusammentreffen statt fand, geweiht, indem er, wie ein Schäfer Virgils, oder wie ein irrender Ritter Ariosts, folgenden Vers in eine große Buche schnitt:

Ce bois fut l'asile chéri
De l'amour, autrefois fidèle.
Tous l'y rappelle encore, et le coeur attendri
Soupire en se disent: „Cest ici que Henri
Soupirait près de Gabrielle."

(Dieser Wald war der theure Zufluchtsort der ehemals treuen Liebe. Alles erinnert hier noch daran, und das gerührte Herz spricht seufzend: „Hier war es, wo Heinrich mit Gabrielen seufzte.")

Ich bin vielleicht jetzt der einzige Mensch in Frankreich, der sich noch dieser Verse erinnert. Ich war noch ein Kind, als meine Mutter sie mir von dem Baume, auf dem sie noch deutlich sichtbar waren, vorlas, und mir dabei erzählte, wer Heinrich, Gabriele und Demoustier waren.

Ueber Gabrielens Geburt herrschen einige Zweifel. Sie ist zwar während der Ehe des Herrn d'Estrées mit ihrer Mutter geboren, allein zu der Zeit hatte Madame d'Estrés ihren Gemahl schon fünf oder sechs Jahre um des Marquis d'Allegre willen verlassen, dessen tragisches Ende sie später theilte. Die Einwohner von Issoire, welche fest an der Ligue hingen, hatten erfahren, daß sich im Gasthofe der Stadt ein Herr und eine Dame aufhielten, die

zur Partei des Königs gehörten; es entstand ein Tumult, bei welchem das Haus gestürmt, der Marquis und seine Geliebte ermordet und beide aus dem Fenster gestürzt wurden.

Diese Madame d'Estrées war ebenfalls eine Bourdaisière; sie gebar sechs Mädchen und zwei Knaben. Die sechs Töchter waren unsere Gabriele d'Estrées, nachherige Herzogin von Beaufort, Frau von Villars, Frau von Namps, die Gräfin von Sauzay, die Aebtissin von Maubuisson und die Frau von Balagny.

Diese letztere war die berühmte Delia des Gedichtes Asträa.

„Ihre Taille — sagt Tallemant de Reaux — war ein wenig entstellt; nichtsdestoweniger war sie die galanteste Person von der Welt. Sie hatte eine Tochter vom Herzog von Epérnon, die spätere Aebtissin von Sainte-Glossine zu Metz."

Man nannte die sechs Schwestern und deren Bruder — der jüngste war sehr jung gestorben, — spottweise die sieben Todsünden.

Bei Gabrielens Tode machte Frau von Neuvic, die ihren Leichenconduct von den Fenstern der Frau von Bar aus gesehen hatte, folgenden Reim:

J'ai vu passer par ma fenêtre
Les six péchés mortels vivants,
Conduits par le bâtard d'un prêtre,
Qui tous ensemble allaient chantants
Un Requiescat in pace,
Pour le septieme trépassé.

(Ich habe von meinem Fenster aus die sieben Todsünden lebendig vorbei gehen sehen, geführt von dem Bastard eines Priesters, die alle zusammen dahinzogen, ein Requiescat in pace für die siebente Verstorbene singend.)

So jung Gabriele auch noch war, als sie Heinrich kennen lernte, hatte ihr Herz doch schon gesprochen, wie man behaupten will, und ihr Körper der Stimme des Herzens Folge geleistet. Der Glückliche war einer der schönsten und liebenswürdigsten Männer des Hofes, Roger von Saint-Larry, berühmt unter dem Namen Bellegarde, Groß-Stallmeister von Frankreich, oder nach der damaligen Sitte auch kurzweg Herr le Grand (der Große) genannt. Zum Unglück war er sehr indiscret und konnte, wie weiland König Candolus, den Mund nicht halten. Er pries die Reize seiner Geliebten so feurig gegen Heinrich IV., daß dieser sie sehen wollte.

Er kam, sah, und siegte, wie Julius Cäsar.

Möglich, daß gerade wegen dieser Analogie mit dem größten Helden Roms, die erste Frucht, die dieser Liebe entsproß, Cäsar getauft wurde.

Gabriele wollte, daß das Kind Alexander genannt würde.

„Nein, nein," sprach Heinrich kopfschüttelnd, „es könnte Jemand einfallen, das Kind Alexander den Großen zu nennen.

Gabriele erröthete und — schwieg.

Zum Glück für Bellegarde kam Gabriele nicht auf einen ähnlichen Einfall wie jene grausame Königin von Lydien, die ihren Gemahl von ihrem Liebhaber ermorden ließ,

weil ersterer ihre Reize allzueifrig gegen letzteren gepriesen hatte. Sie bewahrte im Gegentheil ihr ganzes Leben lang ein Gefühl der Zärtlichkeit für Bellegarde, das Heinrich IV. manche bittere Stunde bereitete.

Oefters rief er in solchen Augenblicken des Zornes aus:

„Ventre-saint-gris! werde ich denn Niemand finden, der mich von diesem verdammten Bellegarde erlöst?"

Aber sogleich setzte er hinzu:

„Sie, der Sie diese Worte gehört haben, hüten Sie sich wohl, ihnen irgend eine Folge zu geben!"

Diese Eifersucht, die ihn während der neun- oder zehnjährigen Verbindung mit Gabrielen quälte, schreibt sich vom Beginn derselben her.

Wir haben so eben gesagt, daß es Bellegardes Indiscretion war, die Heinrich zuerst auf Gabrielens Reize aufmerksam gemacht hatte. Das Erste also, was er that, war, die Schöne mit sich nach Mantes zu nehmen, woselbst das Hoflager war, und Bellegarde zu verbieten, ihm dahin zu folgen.

Der trostlose abgesetzte Liebhaber mußte gehorchen; aber Fräulein d'Estrées fand das Verfahren denn doch ein wenig allzu tyrannisch.

Eines Morgens erklärte sie ihrem königlichen Anbeter — denn man behauptet, daß der König zu der Zeit noch nicht ihr Geliebter gewesen sei, — daß sie sein Benehmen keineswegs zart finde, und wenn er sie wahrhaft liebe, wie er ihr die Ehre erzeige, es zu sagen, so würde er sich nicht einer so ehrenvollen Versorgung widersetzen, wie ihr Herr

von Bellegarde darbiete, indem er sie heirathen wolle — worauf die zürnende Göttin der Schönheit sich zurückzog.

Heinrich blieb in Nachdenken versunken allein.

Worüber dachte er nach? Gabrielen dasselbe anzubieten, was er bei solcher Gelegenheit schon mehrmals angeboten: die Ehe? Aber das Erbieten scheint ihm doch niemals rechter Ernst gewesen zu sein. Zudem war ja Heinrich auch noch mit Margaretha verheirathet, und wenngleich diese Ehe so gut wie gar nicht mehr bestand, war sie doch auch noch nicht gelöst.

Er war noch nicht mit sich ins Klare gekommen, was er Gabrielen sagen, was er thun solle, als man ihm meldete, daß sie nach Coeuvres abgereist sei.

Zu Heinrichs größtem Verdruß hatte sie gerade einen Tag dazu gewählt, an dem sie wußte, daß er ihr nicht folgen konnte.

Er schickte ihr sogleich einen Eilboten mit einem Billetchen des Inhalts nach:

„Erwarten Sie mich morgen.“

Ganz betäubt, zitternd, verzweifelnd, vor Liebe halb wahnsinnig, wie nur ein noch nicht zwanzigjähriger Liebhaber es hätte sein können, beschloß er, die Schöne, koste es, was es wolle, wieder zu erlangen.

Er hatte mehr als zwanzig Lieues zurückzulegen, mußte sich durch zwei feindliche Heere stehlen.

„Nicht Cäsar — sagt der Geschichtsschreiber, aus dem wir diese Einzelheiten schöpfen, — nicht Cäsar setzte sich solchen Gefahren aus, um von Apollonia nach Brindusium

zu gelangen, als Heinrich IV. auf dieser Reise von Mantes nach Coeuvres."

Er brach, nur von fünf treuen Freunden begleitet, zu Pferde auf; drei Stunden vor Coeuvres — demnach also vermuthlich in Verberie, — bemerkte er jedoch, daß die Straße durch den Wald von Compiegne vom Feinde besetzt war, stieg also ab, verkleidete sich als gemeiner Bauer, nahm einen großen Strohsack auf den Kopf und setzte seinen Weg zu Fuß und allein fort.

Er mußte gegen zwanzig französische und spanische Posten und Patrouillen passiren, die weit davon entfernt waren zu ahnen, daß dieser gemeine Bauer mit dem Strohsacke auf dem Kopfe ein zärtlicher Liebhaber sei, der zu seinem Liebchen eilte, und noch mehr, daß dieser Liebhaber der König von Frankreich sei.

Trotzdem Gabriele von Heinrichs Wagstück unterrichtet war, hielt sie ihn eines so tollen Streiches nicht für fähig und erkannte ihn im ersten Augenblicke nicht; als sie sich aber endlich überzeugte, daß er es wirklich sei, stieß sie einen lauten Schrei aus und ließ demselben die für den König keineswegs schmeichelhaften Worte folgen:

„Ach Sire! wie häßlich sind Sie so; ich kann Sie gar nicht ansehen!"

Darauf lief sie fort.

Zum Glück für den König hatte Gabriele ihre Schwester, die Marquise von Villars bei sich. Als Gabriele fort war, blieb die Marquise bei dem verblüfften Liebhaber und versuchte ihm einzureden, daß nur die Furcht, von ihrem Vater überrascht zu werden, Fräulein d'Estrées be-

wegen habe sich zu entfernen. Als aber Fräulein d'Estrées gar nicht wieder zum Vorschein kam, mußte der arme König wohl den Gehalt dieser Nothlüge durchschauen.

Was man auch Gabrielen sagen und vorstellen mochte, sie war nicht zu bewegen, wieder zu erscheinen, und es blieb Heinrich nichts weiter übrig, als wieder zu gehen, wie er gekommen, ohne irgend eine Frucht dieses kühnsten und gefährlichsten Unternehmens seines Lebens geerntet zu haben, wobei er sein Heil, das seiner Freunde, seiner Krone und das Frankreichs aufs Spiel gesetzt hatte.

„Das Merkwürdigste dabei ist, — sagt Tallemant de Reaux — daß Heinrich nichts weniger als Raufbold und muthiger Waldläufer war.

Frau von Verneuil nannte ihn stets nur: Capitain Gutwille."

Seine Abwesenheit hatte großen Schrecken am Hoflager verursacht, zumal als man erfahren, in welcher Absicht er sich so augenscheinlicher Gefahr ausgesetzt. Sully und Mornay, sein Seneca und sein Burrhus, erwarteten ihn mit Angst und Schmerzen, um ihn tüchtig wegen solchen Leichtsinns abzukanzeln.

Heinrich IV. ließ den Kopf hängen wie ein ungehorsamer Schulknabe, wie er denn überhaupt bei dergleichen Gelegenheiten zu thun pflegte, diesmal aber weniger um der wohl verdienten Strafpredigt dieser beiden ehrlichen Freunde willen, sondern wegen der Erfolglosigkeit seines Knabenstreiches. Um daher die strengen Censoren nur zu beschwichtigen, schwur er ihnen bei seiner Edelmannsehre, daß er es nie wieder thun wolle.

In der That nahm er auch seine Maßregeln danach, um es gar nicht mehr nöthig zu haben.

Um die schöne Gabriele herbeizulocken, ließ er ihren Vater schleunigst an den Hof berufen, unter dem Vorwande, ihn in seinem Staatsrathe aufnehmen zu wollen.

Der Herr Marquis d'Estrées fügte sich auch sofort der königlichen Einladung — allein ohne das Töchterchen mitzubringen.

Der arme König hatte aber noch einen zweiten Nebenbuhler außer Bellegarde aus dem Felde zu schlagen, den Herzog von Longueville, der ebenfalls als Bewerber um ihre Hand aufgetreten war.

Gabriele liebte Bellegarde um des Vergnügens der Liebe willen; sie stellte sich, als liebe sie den Herzog von Longueville um des Ehrgeizes willen.

Indeß der schlaue Herzog erkannte sehr bald das Spiel, das Gabriele mit ihm spielte, so wie der ihm drohenden Doppelgefahr, da der König seine Leidenschaft für die schöne d'Estrées ganz öffentlich zur Schau trug.

Longueville sendete also Gabrielens Briefe an sie zurück, und erbat sich dagegen die seinigen von ihr. Gabriele schickte sie ehrlich und gewissenhaft vom ersten bis zum letzten zurück; als sie aber ihre eigenen Briefe durchsah, gewahrte sie, daß zwei derselben fehlten und zwar gerade die compromittirendsten.

Zwei Tage darauf hielt der Herzog von Longueville seinen feierlichen Einzug in Doullens, bei welcher Gelegenheit ihm eine Ehrensalve abgefeuert ward. Durch Zufall befand sich in einer der Musqueten noch eine Kugel, und

derselbe abscheuliche Zufall wollte es, daß diese Kugel dem Herzog durch den Leib fuhr und ihn auf der Stelle tödtete.

Bellegarde schrieb sich diesen Zufall hinter die Ohren. Er beschloß, es weder mit einem so eifersüchtig verliebten Könige, noch mit einer so zweifelhaften Geliebten ganz zu verderben, und da er erfahren hatte, daß der Marquis d'Estrées mit der Absicht umgehe, seine Tochter an Nicolas d'Armeral, Herrn von Liancourt, zu verheirathen, so zog er sich mit guter Manier zurück, sich das Wiedererscheinen bei passender Gelegenheit im Stillen vorbehaltend.

Gabriele erhob ein lautes Klagegeschrei beim Anblick des ihr bestimmten Gemahls. Von Geist war er boshaft und von Körper häßlich. In ihrer Verzweiflung nahm sie ihre Zuflucht zum König, dem sie glauben machte, ihr Widerwille gegen Herrn von Liancourt rühre von der Neigung her, die sie für Heinrich empfinde. Der gute Bearner, der trotz aller Eitelkeit doch nicht so ganz von dieser Neigung der schönen Gabriele überzeugt war, wagte es nicht, sich geradezu gegen diese Vermählung zu erklären, und zwar um so weniger, als der Marquis d'Estrées ein großes Gewicht auf dieselbe zu legen schien. Um so beharrlicher aber suchte Gabriele ihn für sich zu gewinnen.

Heinrich IV. schlug einen Mittelweg ein — wie alle klugen Leute in der Regel. Er versprach Gabrielen, am Tage ihrer Vermählung wie ein Deus ex machina zu erscheinen und die Neuvermählte gegen alle Zärtlichkeitsangriffe ihres Gemahls sicher zu stellen.

Unglücklicherweise hielten Geschäfte von der größten

Wichtigkeit den König an diesem Tage anderweit gefesselt, so daß er Gabriele allein die Sorge überlassen mußte, sich mit ihrem Herrn Gemahl im Guten auseinander zu setzen.

Noch hatte Herr von Liancourt sich in der That auch keiner Gunst Seitens der Neuvermählten zu erfreuen gehabt — wenigstens schwor dies Gabriele hoch und theuer, — als es dem König endlich gelang sich Coeuvres zu nähern und er dem Herrn von Liancourt eine Ordre zusendete, mit seiner jungen Gemahlin nach Chauny zu ihm zu kommen.

Der bedauernswerthe Gatte hatte Anfangs Lust, dem königlichen Befehle ungehorsam zu sein; indeß überlegte er sich doch, welcher Gefahr er sich einerseits dadurch aussetze, wie ihm aber andrerseits doch vielleicht diese Einladung zum Grundstein einer angenehmen und glänzenden Zukunft werden könne.

Er stellte sich also mit seiner Gemahlin in Chauny ein.

Bei seiner Ankunft hatten sich eben die königlichen Equipagen in Bereitschaft gesetzt, aufzubrechen; der König wollte zur Belagerung von Chartres.

Ohne sich mehr um den Herrn Gemahl zu kümmern, als ob er gar nicht auf der Welt wäre, ließ Heinrich die schöne Gabriele in seine Kutsche steigen, stieg ihr nach, nahm noch die gute Marquise von Villars mit auf, die ja alles Mögliche gethan hatte, um ihn in Coeuvres für den bitteren Empfang Gabrielens zu entschädigen, endlich noch Madame de la Bourdaisière, Gabrielens Cousine, und fuhr mit den Damen ab.

Frau von Sourtis, Gabrielens Tante, welche befürch-

tete, ihre Nichte möge irgend eine neue Dummheit begehen, folgte ihr bald nach. Die guten Rathschläge, welche diese treffliche Tante ihrer Nichte gab, waren den verliebten Wünschen des Königs natürlich nicht nachtheilig. Auch bezeigte sich Heinrich dankbar dafür, indem er den Gemahl derselben nach der Einnahme von Chartres zum Gouverneur dieser Stadt ernannte.

Nur eines war noch, was Heinrich IV. in seinem Liebesglück störte: seine Eifersucht gegen Bellegarde.

Die beiden jungen Leute mochten sich selbst mit noch so großer Sorgfalt bewachen, man kann nun einmal nicht lieben, ohne daß nicht dann und wann ein aufsprühendes Fünkchen das verborgene Liebesfeuer verräth.

Eines Tages sah Heinrich IV. sie bei einem Ballfeste mit einander tanzen, ohne von ihnen gesehen zu werden. Er schüttelte den Kopf über die Art, wie sie sich die Hand reichten und brummte zwischen den Zähnen:

„Ventre-saint-gris! Sie müssen besser mit einander stehen, wie es sich für den Diener, der Herrin gegenüber, paßt!“

Er wollte sich davon überzeugen; unter dem Vorwande einer wichtigen Unternehmung, die ihn die Nacht und den ganzen folgenden Tag auswärts halten würde, reiste er eines Abends gegen acht Uhr ab, und kehrte nach Mitternacht zurück.

Der König hatte sich nicht geirrt; bei seiner Zurückkunft waren Gabriele und Bellegarde beisammen.

Alles was la Rousse, Gabrielens vertraute Zofe, noch thun konnte, während ihre Gebieterin an die Thüre ging,

um dem ungeduldig klopfenden König zu öffnen, war, Bellegarde in ein kleines Cabinet dicht neben dem Bette ihrer Herrin, in welchem sie selbst schlief, zu verstecken; nachdem der König ins Zimmer getreten war, entfernte sie sich unbemerkt und nahm den Schlüssel jenes Cabinetchens mit sich.

Der König gab vor, sehr hungrig zu sein und verlangte irgend etwas zum Imbiß. Gabriele entschuldigte sich, da sie ihn in dieser Nacht nicht erwartet, so habe sie nichts vorbereiten lassen.

„Nun gut," sagte der König; „ich weiß, daß Sie gewöhnlich einige Confitüren in diesem Cabinet aufbewahren; so werde ich mich denn mit etwas Confitüren und Brod begnügen."

Gabriele that als ob sie den Schlüssel eifrig suche; allein der dumme Schlüssel wollte sich nirgends finden."

Heinrich befahl la Rousse herbeizurufen; aber la Rousse war eben so wenig zu finden wie der Schlüssel.

„Holla!" rief der König, „ich sehe schon wie ich mir werde helfen müssen, wenn ich nicht verhungern will; ich muß die Thüre aufbrechen.

Und nun fing er an die Thüre aus Leibeskräften mit den Stiefelabsätzen zu bearbeiten.

Schon fing die Thüre an zu krachen und zu wanken, als die la Rousse plötzlich eintrat und fragte, was denn der fürchterliche Lärm zu bedeuten habe?

„Ich bin es," sprach der König, „der den Lärm macht, weil ich Confitüren essen will, die in diesem Cabinette sind!"

„Aber, mein Himmel, warum öffnen denn Ew. Ma-

jestät da nicht ganz einfach mit dem Schlüssel, statt sich so ohne Noth zu erhitzen?"

„Warum? warum?" rief Heinrich immer wüthender; „Ventre-saint-gris! weil der Schlüssel eben nicht da ist!"

„Hier ist er ja!" sagte die la Rousse sehr ruhig.

Und ihre Herrin durch einen verstohlenen Blick beruhigend, überreichte sie Heinrich IV. den Schlüssel.

Der König stürzte ins Cabinet; es war leer.

Bellegarde hatte sich durch das Fenster geflüchtet.

Der König trat mit einer Büchse Confitüren in der Hand wieder heraus und ließ die Ohren hängen, als ob er selbst der ertappte Sünder wäre.

Gabriele spielte die Beleidigte, die Verzweiflungsvolle. Heinrich sank ihr zu Füßen, bat sie um Verzeihung und suchte sie durch die einschmeichelndsten Worte wieder zu besänftigen.

Der Leser wird nun wissen, woher Beaumarchais das Modell zu jener allerliebsten Scene im zweiten Akte seiner Hochzeit des Figaro hergenommen hat.

Noch später, als Heinrich IV. wieder einmal und ernstlicher als je auf den Gedanken zurückkam, Gabriele wirklich zu heirathen, erbot sich Herr von Praslin, Capitain der Garde-du-Corps und seitdem Marschall von Frankreich, um seinen Monarchen von einer Thorheit abzuhalten, die ihn um die Achtung seiner Freunde und Unterthanen gebracht haben würde, ihn Herrn von Bellegarde in Gabrielens Zimmer überraschen zu lassen.

Es war dies in Fontainebleau. Obgleich es schon spät in der Nacht war, stand der König auf, kleidete sich

an, nahm seinen Degen und folgte Herrn von Praslin; allein im Augenblicke, wo dieser eben im Begriffe war an die Thüre zu klopfen und sie, im Fall nicht sogleich geöffnet würde, zu erbrechen, hielt Heinrich IV. seinen schon gehobenen Arm zurück.

„Meiner Treue, nein!" sprach er leise; „das würde ihr doch zu wehe thun!"

Und unverrichteter Dinge kehrte er wieder in sein Zimmer zurück.

Was für ein guter König, und vor allem, was für ein würdiger Mann war doch dieser wackere, geistreiche Bearner!

VI.

Während aller dieser Liebeshändel und nach einer fast vierjährigen, öfters unterbrochenen und wieder begonnenen Belagerung, hielt Heinrich IV. endlich seinen siegreichen Einzug in Paris.

Man kennt alle Einzelheiten dieser merkwürdigen Belagerung, die einen deutlichen Beweis liefert, wie sehr religiöser und politischer Haß von einander verschieden sind.

Zuvörderst hatte der Herzog von Nemours alle unnöthigen Verzehrer aus der belagerten Stadt gewiesen.

Als Heinrich IV. diese armen Vertriebenen bleich, verhungert und flehend vor sich sah, hatte er Erbarmen mit ihnen.

„Laßt sie in Gottes Namen durch," rief er den Vorposten zu, die sie zurücktreiben wollten; „es werden sich wohl Lebensmittel genug in meinem Lager finden, um auch sie zu sättigen."

Es starben nahe an tausend Menschen täglich in Paris Hungers, denn der König hatte sich nach und nach aller Vorstädte bemächtigt. Man hatte versucht, Brod aus den zerstampften Knochen der Todten zu bereiten, was aber die Sterblichkeit nur vermehrte.

Heinrich war in Verzweiflung, als er sah, daß sich Paris, trotz dieser Drangsale, immer noch nicht ergeben wollte.

Herr von Gondy, Erzbischof von Paris, ward endlich in Folge so vielen Elends von Mitleid ergriffen. Er begab sich geradenwegs in das Lager des Königs, den er von allen seinen Edelleuten umgeben fand; der fromme Prälat beklagte sich, wegen aller dieser Herren nicht bis zum König durchkommen zu können.

„Ventre-saint-gris!" rief ihm Heinreich IV. zu; „Sie sollten sie erst am Tage einer Schlacht sehen, ehrwürdiger Herr, da umdrängen sie mich noch viel dichter!"

Das Resultat dieser Conferenz ließ Heinrichs Herz und Geist im schönsten Lichte glänzen.

Herr von Gondy bemühete sich, ihm die fürchterlichen Bilder der in Paris herrschenden Hungersnoth zu schildern, zugleich aber auch klar zu machen, von welchem Fanatismus die Pariser ergriffen wären, und daß er nicht eher Meister der Stadt werden würde, bis der letzte Soldat im Kampfe getödtet und der letzte Bürger verhungert sei.

„Ventre-saint-gris, mein Herr!" rief der König, „dem soll nicht also sein. Ich bin wie jene ächte Mutter vor dem Throne Salomons: lieber leiste ich Verzicht auf Paris, als es in Stücken zu besitzen."

Und noch am selben Tage gab er Befehl, daß man den Parisern eine große Anzahl mit Lebensmitteln beladener Karren in seinem Namen und als von ihm kommend zuführe.

Der Fanatismus in Paris war, wie der würdige Erzbischof gesagt hatte, so groß, daß trotz dieses ohne Beispiel in den Annalen des Krieges, und besonders der Bürgerkriege, dastehenden Zuges Heinrich IV. doch erst einige Jahre später in den Besitz seiner Hauptstadt gelangte — und auch da nur durch Ueberrumpelung.

Es war ihm mit vieler Mühe gelungen, den Herzog von Brissac und mehrere französische Anführer, die Mehrzahl der Schöffen, sowie alle noch in Paris anwesende Parlamentsmitglieder nach und nach in sein Interesse zu ziehen.

Der 22. März 1594 war zur Ausführung des verabredeten Handstreiches bestimmt.

Der Profoß der Kaufleute, Chuillier, und drei Schöffen, Langlois, Néret und Baurepaire, versammelten ihre Freunde und Verwandten um sich, vertrieben die Spanier von ihrer Hauptwache und bemächtigten sich der beiden Thore von Saint-Denis und Saint-Honoré.

Der König hatte ihnen ein Signal durch eine auf dem Montmartre losgebrannte Rakete geben lassen.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch rückte er ohne den mindesten Widerstand in die Stadt. Die königliche Armee verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch dieselbe und besetzte alle Hauptposten, so daß sich die Pariser, selbst die allerfanatischesten, bei ihrem Erwachen außer Stand sahen, irgend einen Widerstand zu leisten.

Indeß, die treuesten Anhänger der katholischen Partei hielten sich noch still und mißtrauisch in ihren Wohnungen eingeschlossen; als aber plötzlich eine Schaar Männer, mit weißen Fahnen und die Hüte in der Hand, durch die Straßen zogen und einen General-Pardon verkündeten, da erhob sich ein allgemeines Geschrei, und durch alle Straßen von Paris erschallte der Jubelruf:

„Es lebe der König!"

Heinrich IV. hatte darein gewilligt, zur katholischen Kirche überzutreten.

Man kennt ja jene weltgeschichtlich gewordenen Worte: „Paris ist schon eine Messe werth!"

Sein erster Besuch galt also der ehrwürdigen Kathedrale von Notre-Dame. Ein ungeheures Gefolge drängte ihm nach; die Garden wollten die Menge auseinandertreiben.

„Laßt sie nur, laßt sie nur heran!" rief Heinrich; „ihr seht ja, daß dies gute Volk darnach verlangt, sich seinen König zu betrachten."

Ohne irgend einen Unfall gelangte er in die Kirche Notre-Dame, und eben so wieder in's Louvre zurück.

Gabriele, die dem Könige nach Paris gefolgt war, erhielt eine Wohnung im Hotel du Bouchage, das mit dem Louvre zusammenhing.

In dieser Wohnung Gabrielens war es, wo Heinrich fünf Monate darauf beinahe von Jean Châtel ermordet worden wäre.

Der König empfing eben zwei Edelleute, die vor ihm niedergekniet waren, um ihm ihre Huldigung darzubringen;

im Augenblicke, da er sich bückte, um sie aufzuheben, fühlte er plötzlich einen heftigen Schlag auf die Lippe.

Im ersten Moment glaubte er, es sei seine kleine Tochter Maturine, die ihn aus Ungeschicktheit gestoßen.

„Zum Teufel über die kleine Tolle!“ rief er, „sie hat mich verletzt!“

Die Lippe war ihm aufgeschlitzt und ein Zahn abgebrochen.

Aber die Kleine lief sogleich an die Thüre und schloß diese.

„Nein, nein, Vater!“ rief sie, „ich war es nicht, Der da war es!“

Und dabei zeigte sie auf einen jungen Menschen, der sich scheu hinter einem Fenstervorhang zu verbergen suchte.

Die beiden Edelleute stürzten mit gezogenem Degen auf ihn zu.

„Thut ihm Nichts zu leid!“ schrie Heinrich IV.; „es kann nur ein Wahnsinniger sein!“

Der König hatte es ziemlich genau getroffen; es war ein Fanatiker.

Der junge Mann ward festgenommen und man fand bei ihm das Messer, mit welchem er eben den König verwundet hatte.

Er hieß Jean Châtel, war der Sohn eines reichen Tuchhändlers und studirte im Collegium von Clermont. Weit entfernt, sein Verbrechen zu leugnen, rühmte er sich dessen noch, erklärte, daß er es ganz aus eigenem Antriebe und aus Eifer für die Religion begangen habe, in der festen Ueberzeugung, daß es eine gottgefällige That sei, einen

vom Papst nicht anerkannten König umzubringen. Er fügte noch hinzu, er habe noch ganz besonders vor den Augen des Herrn ein Verbrechen zu büßen gehabt, und das Blut eines Ketzers sei ihm als eine Gott wohlgefällige Büßung erschienen.

Der König hatte demnach ganz recht gehabt, als er sagte, Jean Châtel sei ein Wahnsinniger.

Die Strafe war freilich eine strenge.

Die Jesuiten wurden als Verführer der Jugend, Störer der öffentlichen Ruhe und Feinde des Königs und des Staates aus dem Lande vertrieben. Der Pater Guignard, bei dem man zum Königsmord auffordernde Schriften gefunden hatte, ward gehangen, sein Leichnam verbrannt und seine Asche in alle Winde verstreut.

Jean Châtel erlitt die Strafe des Königsmordes

Man band ihm das Messer, mit dem er den König hatte erstechen wollen, an die Hand fest, hieb ihm diese ab, zwickte ihn mit glühenden Zangen und zerriß ihn mit vier Pferden; dann wurden die Theile seines Körpers auf einem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche, wie die des Paters Guignard, in alle Winde zerstreut; endlich ward das Haus, in welchem er geboren und das dem Justizpalaste gegenüber lag, niedergerissen, auf der Stelle eine vierseitige Pyramide errichtet und auf jeder Seite der Urtheilsspruch des Parlaments und andere lateinische und griechische Inschriften angebracht.

Erst im Jahre 1705 ward diese Pyramide vom Enkel Heinrichs IV., Ludwig XIV., auf Ansuchen der wieder nach Frankreich zurückgekehrten Jesuiten, niedergerissen. Der Pro-

soß der Kaufleute, Miron, ließ an der Stelle jener Pyramide einen Brunnen errichten, der seitdem in die Straße Saint-Victor verlegt worden ist.

Geschriebene, gedruckte und mündliche Glückwünsche, Adressen, Reden, in Prosa und in Versen, strömten dem Könige von allen Seiten zu.

Unter den letzteren befand sich auch ein Gedichtchen, das dem guten Heinrich denn doch Einiges zu bedenken gab. Es war von d'Aubigné, der trotz des Religionswechsels seines Königs und Herren ein eifriger Calvinist geblieben war.

Die Stelle lautete:

Quand ta bouche renoncera
Ton Dieu, ton Dieu la percera,
Punissant le membre coupable.
Quand ton coeur, déloyal moqueur,
Comme elle sera punissable,
Alons, Dieu persera ton coeur!

(Wenn Dein Mund Deinem Gotte entsagen wird, wird Dein Gott ihn durchbohren, das schuldige Glied strafend; und wenn Dein Herz, ungetreuer Spötter, eben so strafbar sein wird, dann wird Gott Dein Herz durchbohren.)

Diese Drohung ward zur Prophezeihung, die Ravaillac sechszehn Jahre später zur Wahrheit machte.

Noch am selben Tage seines Einzugs in Paris hatte sich der König seiner Tante, der Herzogin von Montpensier, vorgestellt, einer wüthenden Liguistin, die sehr erstaunt war, ihn ohne Gefolge und Bedeckung bei sich, seiner größten Feindin, eintreten zu sehen, wie ein guter, gehorsamer

Neffe, der ihr zum Namens- oder Neujahrstage seine Glückwünsche darbringen will.

„Ei, ei!" sprach sie, halb unwillig, halb geschmeichelt, nachdem sie ihn zum Sitzen eingeladen, „was wollen Sie denn hier?"

„Meiner Treu, liebe Tante!" sagte Heinrich, „Sie hatten ehemals so köstliche Confitüren, daß mir das Wasser in den Mund kommt, wenn ich nur daran denke, und ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie noch immer dergleichen haben."

„Aha! ich verstehe Sie, mein Neffe; Sie möchten mich gern auf falscher Fährte ertappen; Sie meinen, von wegen der Hungersnoth hätte ich keine mehr."

„Ventre-saint-gris! das fällt mir gar nicht ein; die Sache ist ganz einfach die, daß ich großen Appetit danach verspüre."

„Manon," wendete sich die Prinzessin lächelnd zu ihrer Kammerfrau, „lassen Sie eine Büchse Apricosen-Confitüren bringen," und zum König gewendet, „ich habe Ihre Liebhaberei noch nicht vergessen."

Manon brachte das Verlangte.

Die Herzogin von Montpensier band eigenhändig den Papierdeckel ab, nahm einen Löffel voll heraus und wollte davon kosten, wie es damals üblich war, so oft man dem König Etwas zu essen oder zu trinken anbot.

Aber Heinrich hielt sie davon ab.

„Oho, liebe Tante!" rief er, „was fällt Ihnen denn ein?"

„Wie so?" antwortete sie, „habe ich denn nicht lange

genug Krieg gegen Sie geführt, um Ihnen verdächtig geworden zu sein?"

„Das sind Sie mir durchaus nicht, liebe Tante."

Und dabei nahm er ihr die Büchse aus der Hand, bevor sie noch die Probe gemacht hatte, und fing an, mit dem besten Appetite zu essen.

„Ach, Sire!" rief die Herzogin, „ich sehe wohl, daß ich mich Ihnen unterwerfen muß."

Sie kniete vor ihm nieder und wollte seine Hand küssen; Heinrich aber litt es nicht, sondern umarmte sie auf das Zärtlichste.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir eines anderen Vorfalles in Bezug auf die königliche Probe Erwähnung thun.

Eines Tages, wo ihm ein diensthabender Edelmann zu trinken servirte, der ungemein zerstreut war, setzte dieser, statt ein wenig Wein, wie es üblich war, in den Deckel des Pokals zu gießen und zu kosten, den Pokal selbst an die Lippen und trank ihn rein aus.

Der König ließ ihn ganz ruhig trinken und sah ihm lächelnd zu.

„Lieber Freund," sprach er dann, „Sie hätten wenigstens auf meine Gesundheit trinken sollen, damit ich Ihnen hätte Bescheid thun können."

Kehren wir aber wieder zum Einzuge in Paris zurück.

Nachdem Heinrich vom Louvre Besitz genommen, kam das Kapitel der Belohnungen an die Reihe. Man ernannte einen ganzen Schwarm von Rittern des heiligen Geistordens.

Der Graf von Vieuville, Vater, ein früherer eifriger

Anhänger des Hauses Nevers und weitläufiger Verwandter Heinrichs IV., war mit unter der Zahl. Als dieser sich vor dem Könige auf ein Knie niederließ, um sich die Ordenskette umhängen zu lassen, und die durch das Ritual vorgeschriebenen Worte sprach: „Domine non sum dignus!“ („Herr, ich bin nicht würdig“) antwortete der König lachend:

„Alle Tausend! das weiß ich recht wohl; aber mein Neffe hat mich so lange gebeten, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte.“

Vieuville beeilte sich, die Sache selbst zu erzählen, denn er wußte recht wohl, daß, wenn er auch über die Anekdote schwieg, Heinrich nicht verfehlen würde, sie in seiner gascognischen Laune zu verbreiten.

Uebrigens war dieser Vieuville selbst ein ganz gescheidter Mann.

Eines Tages neckte er einen bramarbasirenden Raufbold, der in dem Rufe stand, stets seinen Gegner im Duell zu tödten. Dieser schickte ihm durch zwei Zeugen eine Ausforderung zu, die dem Grafen von Vieuville anzeigten, daß sein Gegner ihn am nächsten Morgen um sechs Uhr hinter dem Barfüßerkloster erwarten würde.

„Um sechs Uhr?“ antwortete Vieuville; „ich stehe um meiner eigenen Geschäfte willen nicht so früh auf, und würde ein großer Narr sein, wenn ich es wegen derer Ihres Freundes thäte.“

Er ging nicht zum Rendezvous, wohl aber in's Louvre, wo er die Geschichte brühwarm erzählte und so die Lacher auf seine Seite brachte.

Männer wie Heirrich IV. vervollständigen sich in der Regel durch Diejenigen, die sie umgeben.

Man wird sich jenes lakonischen Briefchens erinnern, das er nach der Schlacht bei Arques an Crillon schrieb. Crillon war darauf zum Könige geeilt und verließ ihn von da an so wenig wie möglich. Inzwischen traf es doch, daß Crillon gerade in dem Augenblicke, wo Heinrich IV. Paris einnahm, mit dem jungen Herzog von Guise, Gouverneur der Provence im Namen Heinrichs IV., in Marseille war — wenn auch einige Schriftsteller irrthümlich behaupten, daß er sich an der Ueberrumpelung von Paris betheiligt habe.

Schon sechs Jahre vorher, 1588, hatte ihm König Heinrich III. in Blois den Vorschlag gemacht, den Herzog von Guise zu ermorden.

Crillon begnügte sich aber, auf den Vorschlag zu antworten:

„Sire, Sie halten mich wahrscheinlich für einen Anderen!"

Damit kehrte er Heinrich III. den Rücken und ging seiner Wege.

Heinrich IV. hatte ihn dem jungen Herzog von Guise an die Seite gegeben, und Crillon war eigentlich der wirkliche Gouverneur der Provence.

Eine spanische Flotte kreuzte vor Marseille.

Eine Nacht, wo der Herzog mit anderen jungen Leuten bei einem Trinkgelage saß, während der Marschall ruhig in seinem Bette schlief, wandelte diese die Lust an, zu pro-

biren, ob Crillon, der allgemein nur der Brave genannt wurde, diesen Beinamen auch in der That verdiene.

Die jungen Leute, der Herzog voran, stürmten in sein Schlafzimmer und riefen:

„Zu den Waffen! zu den Waffen! der Feind ist Meister der Stadt!"

Crillon erwacht und fragt mit seiner gewöhnlichen Ruhe, was denn dieser Spektakel zu bedeuten habe? Man schrie ihm in die Ohren, daß die Spanier die Stadt überrumpelt hätten und schon eingedrungen wären.

„Nun, und was weiter?" frug Crillon.

„Wir kommen Sie zu fragen, was wir thun sollen?" antwortete der junge Herzog von Guise.

„Harnibieu!" rief Crillon, seine Beinkleider mit derselben Gemächlichkeit anziehend, als ob er eine Parade abhalten wolle, „schöne Frage! Fechten, und als Leute von Herz sterben, weiter Nichts."

Der Herzog gestand nun Crillon, daß er sich nur einen Scherz erlaubt und Crillon die Probe rühmlich bestanden habe.

Crillon zog seine Beinkleider eben so gemächlich wieder aus, wie er sie angezogen hatte, sagte aber dabei zum jungen Herzog:

„Harnibieu! mein Sohn, Du spieltest da ein gefährliches Spiel. Danke Gott, daß Du mich nicht in einem schwachen Augenblicke getroffen; ich hätte Dich sonst ohne alle Umstände niedergestochen."

Dann streckte er sich wieder auf's Bette, zog die

Decke über die Ohren und war in der nächsten Minute wieder eingeschlafen.

Crillon war Gascogner, wie Heinrich IV., ja vielleicht noch mehr ein leibhafter Gascogner. Heinrich IV. behauptete doch nur vom heiligen Ludwig abzustammen, während Crillon behauptete, vom Kaiser Balleus abzustammen, weil sein Groß- oder Urgroßvater Balbey von Crillon geheißen hatte.

Niemals hatte Crillon tanzen lernen wollen, weil ihm der Tanzmeister in der ersten Lection beim Unterweisen in der Reverenz zugerufen hatte: „Beugen Sie sich! Ziehen Sie sich zurück!"

„Harnibieu!" rief Crillon, „das wird nicht geschehen, mein Herr Tanzmeister; ein Crillon wird sich nie beugen noch zurückziehen!"

Er war ein sehr eifriger Katholik, und legte sogar eine sehr possierliche Probe davon ab. An einem Charfreitage befand er sich eben in der Kirche, als ein Priester auf das Crucifix zeigte und bemüht war, die Leiden unseres Heilandes mit lebhaften Farben zu schildern.

„Harnibieu!" schrie Crillon plötzlich ganz außer sich, „wie Schade, daß unser Herr Jesus Christus keinen Crillon bei sich hatte; sie hätten es wohl bleiben lassen sollen, ihn zu kreuzigen!"

Als Heinrich IV. nach Lyon kam, um Maria von Medicis zu empfangen, präsentirte er ihr Crillon mit den Worten:

„Madame, ich stelle Ihnen hier den ersten Feldherrn der Welt vor."

„Das ist erlogen, Sire," sprach Crillon; „das sind Sie selbst!"

Er starb am 2. December 1615.

Am 3. öffneten die Aerzte den Leichnam. Man fand nicht weniger wie zweiundzwanzig Wunden an seinem Körper, und sein Herz von doppelter Größe wie das anderer Menschen.

Kehren wir wieder zu Heinrich IV. zurück, auf dem der Vorwurf haften bleibt, Crillon nicht zum Marschall von Frankreich erhoben zu haben. Allerdings hatte sich Crillon mit Sully verbündet, um Heinrichs unbesonnenes Vermählungsprojekt mit Gabriele d'Estrées zu hintertreiben.

Wir haben vom Besuche gesprochen, den König Heinrich IV. sogleich nach seinem Einzuge in's Louvre seiner Tante, der Herzogin von Montpensier abstattete.

Von da aus stattete er seiner anderen Tante, der Prinzessin von Condé, Wittwe des bei Jarnac getödteten Prinzen Condé, einen gleichen Besuch ab.

Sie war ausgefahren, und da Niemand da war, um sie sogleich herbeizurufen, so drang Heinrich bis in ihr Schlafzimmer.

Herr von Noailles verließ dies eben und hatte auf dem Bette der Prinzessin ein Papier zurückgelassen, auf dem folgende Zeilen standen:

Nul bien, nul heur ne me contente,
Absent de ma divinité!

(Kein Gut, kein Glück befriedigt mich, wenn ich von meiner Gottheit entfernt bin.)

Heinrich nahm eine Feder und schrieb unter diese Zeilen:

N'appelez pas ainsi ma tante,
Elle aime trop l'umanité.

(Nennen Sie meine Tante nicht so, sie liebt zu sehr das Menschliche.)

Dann verließ er das Zimmer.

Es handelte sich darum, Heinrich IV. in der katholischen Religion zu unterrichten. Herr Duperron, Bischof von Evreux, ward dazu erwählt. Es ist dies allezeit ein schwieriges Geschäft, ein doppelt schwieriges aber, wenn man es mit einem Manne, wie Heinrich IV. war, zu thun hat.

Der gute Bischof fing damit an, dem König zu erklären, was die Hölle sei. Heinrich IV. schien dem würdigen Prälaten mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören. Das ermuthigte diesen.

„Sire," sprach er, „gehen wir jetzt zum Fegefeuer über."

„Nicht nöthig," sagte der König.

„Wie so, unnöthig?" frug der verwunderte Bischof.

„Ich weiß schon, was es ist."

„Wie können das Ew. Majestät wissen?"

„Doch, doch, ich weiß es."

„Nun denn, Sire, was wäre es also?"

„Monseigneur," sprach der König ernsthaft, „es ist das Einkommen der Mönche, „rühren wir nicht daran."

Die Instruction hatte damit ein Ende.

Heinrich IV. konnte es in der That auch niemals da-

hin bringen, für einen guten Katholiken gehalten zu werden.

In einem Kriege mit dem Herzog von Savoyen traf es sich, daß Heinrich IV. selbst die Belagerung von Montmeillant leitete.

Der König stand mit Sully hinter einem Felsen gedeckt und beobachtete die Wirkung seiner Artillerie; eine aus der Festung entsendete Kugel traf den Felsen, so daß die Steinbrocken Heinrich um den Kopf flogen.

„Ventre-saint-gris!“ rief er und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Meiner Treue, Sire,“ sagte Sully, „jetzt soll mir Niemand mehr sagen, daß Sie kein guter Katholik sind!“

Als er eben im Begriffe war, diese Belagerung zu unternehmen, hielt er in einem kleinen Dorfe an, um zu Mittag zu essen. Da Sully damit beschäftigt war, die Anstalten zur Fortschaffung der Geschütze zu überwachen und das Mittagsmahl ein ziemlich schlechtes war, so wollte er es wenigstens durch eine heitere Unterhaltung würzen.

Er gab Befehl, Denjenigen herbeizuholen, den man im Dorfe für den gescheitesten Mann halte.

Fünf Minuten darauf brachte man ihm einen Bauer mit verschmitztem Auge und spöttisch verzogenem Munde.

„Komm näher, Freund!“ rief ihm Heinrich zu.

„Da bin ich, Sire.“

„Setze Dich dahin.“

Heinrich zeigte auf einen Stuhl, der auf der anderen Seite des Tisches, ihm gegenüber stand.

„Ich sitze,“ sagte der Bauer, Platz nehmend.

„Wie heißt Du?"

„Gaillard."

„Aha! welch' einen Unterschied bemerkst Du zwischen einem Gaillard und einem Paillard?"*)

„Sire, ich sehe nur einen kleinen zwischen Beiden."

„Nun?"

„Nur von der Breite eines Tisches."

„Ventre-saint-gris!" rief Heinrich lachend, „jetzt habe ich mein Theil! Ich hätte nicht geglaubt, in einem so kleinen Dorfe einen so großen Geist zu finden."

Als er nach Beendigung derselben Campagne durch ein Städtchen kam, wohin er seine Fouriere vorausgeschickt hatte, um das Mittagsmahl zu bestellen, weil er von argem Hunger geplagt war, sah er sich am Thore plötzlich von einer Deputation, den Maire an der Spitze, aufgehalten.

„Ventre-saint-gris!" sagte er zu seinen Begleitern, „Nichts könnte mir in diesem Augenblicke unangenehmer sein, als eine lange Rede mit anhören zu müssen; indeß, was hilfts? man muß sich in Geduld fassen."

Der Maire, eine schwerfällige Gestalt, schritt bis an das Pferd des Königs heran, einen großen Papierbogen in der Hand, auf welchem die abzulesende Rede geschrieben stand, und ließ sich würdevoll auf ein Knie nieder; zufälligerweise befand sich aber gerade an derselben Stelle ein spitziger Kiesel, der dem armen Manne heftigen Schmerz am Knie verursachte.

*) Gaillard, ein lustiger Vogel; paillard, ein Mädchenjäger.

Unwillkürlich fuhr ihm ein: „Verfl—!" heraus.

„Sehr gut," sagte der König; „bleiben wir dabei stehen, mein Freund. Alles was Sie noch hinzufügen könnten, würde nur Das verderben, was Sie gesagt haben. Gehen wir nun zu Tisch."

Heinrich IV. haßte diese langen Anreden.

„Die langen Reden," pflegte er öfters zu sagen, „haben mir vor der Zeit graue Haare gemacht."

Nach dem Mittagessen lud ihn der Maire ein, sich die Merkwürdigkeiten des Städtchens zu besehen. Der König, der noch ein Stündchen Zeit übrig hatte, nahm die Einladung huldvoll an.

Als der König eben um die Ecke einer engen Straße bog, befand er sich plötzlich einer alten Frau gegenüber, die in wichtigen Geschäften an der Mauer kauerte.

Beim Anblick des Königs wollte die Frau erschrocken in die Höhe fahren.

„Bleibt nur, bleibt, gute Frau," sagte Heinrich IV.; „ich sehe immer noch lieber die Gluckhenne, als die Eier."

Während der Belagerung von la Rochelle hörte er mancherlei von einem gewissen Gewürzkrämer reden, der in Folge seines Verkehrs mit den bösen Geistern eine Wünschelruthe erlangt hatte, mit deren Hilfe er ein bedeutendes Vermögen erzaubert. Dieser Reichthum des Gewürzkrämers erregte den Neid seiner Mitbürger, so daß diese sich sogar mit dem Begehren an Heinrich IV. wagten, den Mann verhaften und als Ketzer und Zauberer verbrennen zu lassen.

Der Bearner war in einiger Verlegenheit, wie er hier

Gerechtigkeit üben und doch seinen Ruf als guter Katholik wahren solle.

Zum Unglück hatte Heinrich IV. keinen sonderlichen Glauben an alle Zauberkünste, und eines Tages, wo man ihn bestürmte, einen Entschluß in Betreff dieses Mannes zu fassen, dessen durch Gottlosigkeit erworbenes Vermögen die ganze Stadt scandalisirte, versprach er, die Sache selbst untersuchen und anderen Tages einen bestimmten Bescheid geben zu wollen.

Am anderen Tage stellten sich die Glaubenseifrigen ein.

„Nun, Sire," nahm der Sprecher das Wort, „haben Ew. Majestät sich von der Sache überzeugt?"

„Ja wohl," sagte der König, „diese Nacht, lange nach Mitternacht, habe ich einen vertrauten Diener zu Ihrem Mitbürger geschickt, der ihn aus dem Schlaf trommelte, um ein Licht für drei Heller zu kaufen. Der Mann ist ohne Weiteres aufgestanden, hat die Thüre geöffnet und das Licht verkauft. - Sehen Sie, das ist das Geheimniß seiner Zauberkünste: der Mann verabsäumt keine Gelegenheit, um Etwas zu verdienen, und wenn es die geringste Kleinigkeit ist, und darum macht er so glänzende Geschäfte."

Wunderbar bleibt Heinrichs IV. hohe Achtung vor der strengen Rechtlichkeit Anderer, da er selbst mit einem entschiedenen Hang zum Diebstahl geboren war. Er konnte sich nicht enthalten, allerhand Gegenstände, Kostbarkeiten, die ihm gefielen, ja sogar Geld, das ihm unter die Hand kam, heimlich wegzunehmen und in die Tasche zu stecken.

„Wäre ich nicht als König geboren,“ sagte er oft selbst, „ich wäre zuverlässig gehangen worden.“

Sein Aeußeres war keineswegs sehr vortheilhaft, und rechtfertigte so ziemlich jenen Ausruf Gabrielens, als er in Coeuvres als Bauer verkleidet bei ihr eintrat: „Ach, Sire, was sind Sie häßlich!“

Als man einst Louise de L'Hopital, Fräulein von Vitry und später mit Jean von Seymer, Oberhofgarderobemeister des Herzogs von Alençon verheirathet — die allerdings sehr an das stattliche Aeußere Heinrichs III. gewöhnt war — fragte, welchen Eindruck der König, den sie zum ersten Male gesehen, auf sie gemacht habe, antwortete sie:

„Je nun, den König habe ich wohl gesehen, aber nicht seine Majestät.“

Daß er selbst auf alle Weise betrogen und bestohlen ward, wußte Heinrich IV. recht gut.

Wenn er irgend ein Haus sah, das dem Einsturze nahe war, pflegte er gewöhnlich zu sagen:

„Dies Haus gehört entweder mir oder der Kirche.“

VII.

Ganz gegen Heinrichs IV. sonstige Gewohnheit, steigerte sich seine Liebe zu Gabriele d'Estrées mit jedem Tage, so daß seine Freunde fortwährend in der Angst schwebten, er möge doch am Ende den thörichten Streich begehen und sie heirathen.

Im Juni 1594 hatte sie ihm einen Sohn geboren, eben jenen Sohn, den er aus triftigen Gründen nicht Alexander, sondern Cäsar getauft haben wollte.

Dies Ereigniß erfüllte den König mit großer Freude, und er verlieh seiner Geliebten in Folge dessen einen anderen Namen, als den ihres Gemahls, obschon dies das Einzige war, was sie von ihm angenommen hatte. Statt der Dame von Liancourt, mußte sie sich fortan Marquise von Monceaux nennen.

Erst von dem Zeitpunkte an, wo Gabriele Hein-

rich IV. einen Sohn geschenkt, fing sie an, sich dem schönen Traume hinzugeben, einst noch Königin von Frankreich genannt zu werden. In diesen Träumen ward sie noch ganz besonders durch ihre beiden vertrautesten Rathgeber, Frau von Sourdis, ihre Tante, und Herrn von Chaverny, Kanzler von Frankreich, unterstützt.

Ihre Verheirathung mit Herrn von Liancourt war das allergeringste Hinderniß. Sie setzte erst ihre Scheidung von Tisch und Bett durch, so wenig der arme Mann auch von Beiden genossen, und endlich auch die Nichtigkeitserklärung.

Der König seinerseits gab sich die möglichste Mühe, von Margaretha eine Einwilligung in ihre Scheidung zu erlangen.

Einstweilen war Cäsar von Vendôme durch ein, am 3. Februar in das Parlamentsregister eingetragenes Patent legitimirt.

Zur Belohnung für diese Güte brach Gabriele wirklich und allen Ernstes mit Bellegarde.

In zwei Punkten war übrigens Gabrielens Einfluß auf Heinrich ein glücklicher zu nennen, für ihn sowohl, wie für Frankreich. Sie brachte ihn zum Religionswechsel, wodurch er in den Besitz seines noch immer schwankenden Thrones kam, und durch ihren Einfluß ward auch Sully zum Oberintendanten der Finanzen ernannt.

Diesen Posten hatte bis dahin François d'O verwaltet, und wenn man dem nachfolgenden Briefe Heinrichs glauben darf, keineswegs zum Vortheil des Landes wie des Königs.

Im Lager vor Amiens schrieb der König an Sully:

„Mein lieber Sully, ich bin dem Feinde nahe auf „den Hals gerückt, und besitze weder ein Pferd, auf dem „ich fechten, noch ein vollständiges Geschirr, das ich auf„legen könnte. Meine Hemden sind ganz zerrissen, und „meine Wämmser am Ellenbogen durchlöchert. Gar oft „ist weder Etwas in meinem Kessel, noch Feuer darunter, „und seit zwei Tagen esse ich bald bei dem Einen, bald „bei dem Anderen Etwas; meine Lieferanten sagen, es sei „nicht möglich, Etwas für meinen Tisch zu schaffen, was „ich um so mehr glaube, als sie seit länger als sechs Mo„naten kein Geld bekommen haben."

Kurze Zeit darauf ward Sully zum Oberintendanten ernannt.

Gabriele kam nach einander noch mit zwei Kindern nieder: Katharine Henriette von Frankreich, spätere Herzogin von Elboeuf, und Alexander — man sieht, daß Heinrichs Bedenken gegen diesen Namen seitdem verschwunden waren, — von Vendôme, Groß-Prior von Frankreich.

Die Belagerung von Amiens war ganz unerwartet gekommen. Am 12. März 1597, dem Tage vor Fastnachten, während eines Hoffestes, bei welchem der König ein Ballet mit der Marquise tanzte, meldete man diesem plötzlich, daß Amiens von den Spaniern durch Ueberrumpelung genommen worden sei.

Der König blieb einen Augenblick nachdenkend, dann sagte er, rasch einen Entschluß fassend:

„Für jetzt haben wir genug den König von Frankreich

gespielt; es handelt sich nun darum, wieder den König von Navarra zu spielen." *)

Dann wendete er sich an Gabriele:

„Nun, Geliebte, jetzt müssen wir die Waffen ergreifen und auf einem anderen Felde kämpfen."

Er brach sofort auf und am 25. September 1597 ward Amiens wieder genommen.

Während dieser Belagerung war es, und zwar am 10. Juli 1597, wo Heinrich IV. Gabriele zur Herzogin von Beaufort erhob.

Wir haben so eben gesagt, daß Gabriele einen wesentlichen Antheil an dem Religionswechsel Heinrichs IV. hatte, und geben hier einen Brief, den er wenige Tage zuvor an seine Geliebte schrieb:

„Ich kam gestern Abend bei guter Zeit hier an, und „ward von Herren Gottbehüte bis zum Schlafengehen „belästigt; ich hoffe, dem Waffenstillstande nahe zu sein, der „heute wohl noch abgeschlossen werden wird. Was mich „betrifft, so bin ich eben bei den Verbündeten von Saint-„Thomas; ich beginne diesen Morgen im Gespräch mit „dem Bischof. Außer der Ihnen gestern zugesendeten Es-„corte, schicke ich Ihnen noch fünfzig Arquebusiere, die „wohl eben so viele Kürassiere werth sind. Die Hoffnung, „Sie morgen zu sehen, hält mich jetzt ab, mich noch län-„ger mit Ihnen zu unterhalten. Sonntag werde ich den

---

*) Wer gedächte hierbei nicht der Worte des Kaisers Napoleon bei Montereau: „Vorwärts, Bonaparte, rette Napoleon."

„gefährlichen Sprung machen. Im Augenblicke, da „ich Ihnen schreibe, habe ich hundert Ueberlästige auf „dem Halse, die mir Saint-Denis eben so verhaßt machen „werden, als es Ihnen verhaßt ist. Guten Morgen, mein „Herz! Kommen Sie morgen ja bei guter Zeit, denn es „ist mir, als ob ich Sie ein ganzes Jahr nicht gesehen „hätte. Ich küsse eine Million Mal die schönen Hände mei„nes Engels und den Mund meiner theuren Herrin.

„Den 23. Juli."

Einige Tage nach der Geburt jenes Cäsar von Vendôme hatte er folgenden anderen Brief an Gabriele geschrieben.

„Mein theures Herz, ich habe Ihnen nichts Neues „mitzutheilen, außer daß ich gestern die Verbindung meines „Cousins zu Stande gebracht habe, und daß alle Contracte „revidirt worden sind. Gestern Abend habe ich bis Mitter„nacht Reversis gespielt. Das sind alle Neuigkeiten aus „Saint-Germain, mein Mäuschen. Ich trage ein unend„liches Verlangen, Sie zu sehen, doch wird dies wohl nicht „vor Ihrem Aufstehen geschehen, weil ich des Sovoyi„schen Gesandten wegen, der angekommen ist, um den Frie„den abzuschließen, erst Sonnabend den Landtag beginnen „kann. Mein theures Liebchen, lieben Sie mich stets von „Herzen, und seien Sie versichert, daß Sie stets die Ein„zige sein werden, die meine volle Liebe besitzt. Auf diese „Wahrheit hin küsse ich Sie und unseren kleinen Knirps „eine Million Male.

„Den 14. November."

Folgendes Pröbchen des verliebten Briefstyls Heinrichs IV. sollte man eher für ein Produkt aus der Feder der Frau von Scudery, als aus der des Siegers von Coutras und Ivry halten:

„Mein theures Herz, ich habe bis um ein Uhr mit „dem größten Vergnügen von der Welt einen Hirsch gejagt, „und bin um vier Uhr hier angelangt. Ich bin in meiner „kleinen Wohnung abgestiegen, wo es wunderhübsch ist. „Meine Kinder haben mich daselbst besucht, oder vielmehr, „man hat sie mir hierher gebracht. Meine Tochter kränkelt noch immer, wird aber recht schön; mein zweiter „Sohn wird jedoch schöner werden, als sein älterer Bru„der. Sie beschwören mich, mein theures Liebchen, Ihnen „eben so viel Liebe zu bewahren, als ich bei Ihnen zurück„gelassen. Ach! wie sehr freut mich das! denn meine Liebe „ist so groß, daß ich schon fürchtete, Alles davon mit mir „genommen, und gar Nichts bei Ihnen zurückgelassen zu „haben. Ich bin müde und werde mich mit Morpheus un„terhalten; wenn er es aber wagt, mir im Traume ein „anderes Bild als das Ihrige vorzuführen, so werde ich „für immer seine Gesellschaft fliehen. Guten Abend für „mich, guten Morgen für Sie, meine geliebte Herrin; ich „küsse eine Million Mal Ihre schönen Augen."

Noch einen und den letzten Brief.

„Mein schönes Liebchen, zwei Stunden nach Ankunft „des Ueberbringers werden Sie einen Reiter anlangen se„hen, der Sie sehr liebt und den man König von Frank„reich und Navarra nennt, gewiß ein höchst ehrenvoller „Titel, aber auch ein höchst beschwerlicher; der Ihres Un-

„terthans ist weit köstlicher. Uebrigens sind sie alle drei „gut, und welche Sauce man auch darüber gießen möge, „so bin ich doch entschlossen, sie Niemand abzutreten. Aus „Ihrem Briefe habe ich gesehen, welche Eile Sie haben, „nach Saint-Germain zu gehen. Ich bin sehr erfreut dar„über, daß Sie meine Schwester so sehr lieben; es ist dies „der sicherste Beweis, den Sie mir von Ihrer Zuneigung „geben können, die mir lieber ist, als mein Leben, so sehr „ich dies auch liebe. Guten Morgen, mein Alles; ich küsse „Ihre schönen Augen eine Million Mal.

„Aus unserer köstlichen Einsamkeit von Fontainebleau, „den 12. September."

Alle diese Liebesbriefchen werden genügen, um zu zeigen, auf welchem Fuße Heinrich IV. mit Gabrielen stand und wie weit seine Leidenschaft für sie gediehen war.

Er stand wegen seiner Scheidung von Margaretha von Valois in lebhafter Unterhandlung mit dem päbstlichen Hofe; er drang in diese, in die Scheidung zu willigen, was Margaretha jedoch hartnäckig verweigerte; er war aber einmal entschlossen, alle Hindernisse zu überwinden.

Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé, ward als Bastard erklärt. Der Graf von Soissons ward Cardinal und erhielt eine Rente von dreimalhunderttausend Thalern an Pfründen und Einkünften. François von Bourbon hatte Joanne von Coëme, Gräfin von Montafix geheirathet, die Mutter der Gräfin von Soissons, die aber keine Kinder mehr bekommen konnte. Endlich sollte der Marschall von Biron die Tochter der Madame d'Estrées heirathen, spätere Frau von Sauzay.

Genug, Heinrich IV. segelte mit vollem Winde auf seine Verheirathung mit Gabriele los.

Und doch fehlte es nicht an drohenden Wahrzeichen, die dem König von oben und unten zukamen.

Eines Abends, als er, sehr einfach gekleidet, mit nur zwei oder drei Edelleuten von der Jagd zurückkehrte, mußte er die Seine am Quai Malaquais, da, wo jetzt der Pont-des-Saint-Pères ist, auf einer Fähre passiren.

Es war im Jahre 1598, und der Friede von Vervins war eben unterzeichnet worden.

Als der König bemerkte, daß ihn der Fährmann nicht kenne, fragte er ihn, was man vom Frieden denke.

„Meiner Treu," sagte der Fährmann, „ich weiß nicht, was es mit diesem schönen Frieden für eine Bewandtniß hat; was ich aber weiß, das ist, daß man jetzt Steuern auf Alles und Jedes legt, sogar auf diese elende Fähre, mit der ich so schon kaum mein mühevolles Leben durchschleppen kann."

„Oho!" antwortete Heinrich, „man spricht ja doch davon, daß der König gesonnen ist, in dies ganze Steuerwesen Ordnung und Gerechtigkeit zu bringen?"

„Der König? Ei ja doch! der König ist ein ganz guter Teufel; aber er hat eine Maitresse, die so viele Kleider und Putz und allerhand Plunder braucht, daß sie gar kein Ende finden kann — und wir armes Volk sind es, die das Alles bezahlen müssen. Und das könnte man sich allenfalls noch gefallen lassen, für einen so guten König," setzte der Fährmann mit mitleidigem Achselzucken hinzu,

„aber man sagt ja, daß sie sich auch noch von manchem Anderen caressiren läßt?“

Der König lachte laut. Ob aber dies Lachen ihm wirklich vom Herzen ging, das müssen wir dahingestellt sein lassen; um dies zu entscheiden, muß man mehr in die Tiefen der königlichen Eifersucht eingedrungen sein, als wir es sind.

So viel aber ist gewiß, daß er am anderen Tage den Fährmann zu sich kommen ließ, ohne sich zu erkennen zu geben, und ihn aufmunterte, ihm in Gegenwart der Herzogin von Beaufort Alles, was er gestern gesagt, vor dieser Dame zu wiederholen.

Der Fährmann that es ohne Scheu, und ohne auch nur eine Sylbe auszulassen. Gabriele war wüthend und verlangte, der König sollte den unverschämten Bauer hängen lassen.

Der König zuckte lachend die Achseln.

„Sie sind nicht klug,“ sagte er; „was kann der Mann dafür? Er wiederholt ja nur, was er von anderen hört. Es ist ein armer Teufel, den Noth und Elend übler Laune macht. Ich will ihm die Abgaben für seine Fähre erlassen, und ich stehe Ihnen dafür, morgen singt er aus vollem Halse: „Es lebe Heinrich IV., und: Reizende Gabriele!“

Der Fährmann verließ das Louvre mit einer Börse, worin fünfundzwanzig Goldthaler waren, und einen Freischein für seine Fähre, ohne Zweifel vergnügter, als er den König zurückließ.

Eines gab es, was die Herzogin von Beaufort übri-

gens mehr peinigte, als Alles, was der Fährmann gesagt und alle Welt von ihr sagen konnte; das waren die Horoscope, die sie sich über ihre Zukunft hatte stellen lassen, und die alle sehr wenig tröstlich lauteten. Bald verkündete es, sie würde nur einmal verheirathet sein, dann wieder, sie würde sehr jung sterben; ein anderes Mal, ein Kind würde sie um alle ihre Hoffnungen bringen, endlich noch, eine Person, der sie ihr volles Vertrauen schenke, werde ihr einen verderblichen Streich spielen.

Je mehr die Anderen glaubten, daß sie ihrem Glücke schon ganz nahe stehe, je mehr zweifelte sie, und Gratienne, ihre vertraute Kammerfrau, sagte einmal zu Sully:

„Ich weiß nicht, was meine Gebieterin hat; den ganzen Tag und die ganze Nacht thut sie nichts, als seufzen und weinen.“

Und doch drängte Heinrich seinen Gesandten in Rom, Herrn von Sillery, die Scheidung zu betreiben, drohete dem Papst, ganz Frankreich in ein protestantisches Land zu verwandeln, wenn er seine Ehe nicht löse, schickte Courier auf Courier an Margaretha und drohete ihr mit einem Prozeß auf Ehebruch, wenn sie nicht in ihre Scheidung von ihm willige.

Während alle dem ward Gabriele abermals guter Hoffnung. Es war nahe vor den Osterfeiertagen und sie befand sich mit dem König in Fontainebleau. Heinrich bat sie, ihre österliche Andacht in Paris zu verrichten, damit das Volk, das sie, man weiß nicht warum, für eine heimliche Hugenottin hielt, nicht Gelegenheit finde, über sie zu schreien und sie zu lästern. Zudem drang René Benoit, ihr

Beichtvater, auch in sie, zu dieser Feierlichkeit nach Paris zu kommen.

Es ward also beschlossen, daß die beiden Liebenden sich auf vier oder fünf Tage von ihrem traulichen Versteck trennen und sich gleich nach den Osterfeiertagen wieder in Fontainebleau vereinigen sollten.

Für zwei Leute, die sich schon so oft getrennt hatten, war eine Abwesenheit von vier oder fünf Tagen nur eine Kleinigkeit, und doch war ihnen der Abschied noch niemals so schmerzlich geworden. Es war, als ob sie eine Todesahnung hätten und eine Grabesstimme ihnen zuriefe, sie würden sich niemals wiedersehen. Sie nahmen mehrmals Abschied; Gabriele ging zwanzig Schritte fort, dann kehrte sie wieder um, um dem König ihre Kinder nochmals zu empfehlen, ihre Leute, ihr Haus in Monceaux; dann nahm der König Abschied, und nun war er es, der nochmals umkehrte und sie wieder zu sich rief.

Heinrich geleitete sie endlich bis an ihre Sänfte, dann kehrte er ganz traurig und trostlos in das Schloß zurück, während Gabriele eben so trostlos und in Thränen aufgelöst den Weg nach Paris einschlug.

Sie langte glücklich in der Hauptstadt an. Fouquet, genannt la Varenne, der erste Kammerdiener des Königs, hatte sie begleitet. Er war der thätige Vertraute aller Liebschaften des Königs und spielte bei Heinrich IV. ziemlich dieselbe Rolle, wie Lebel bei Ludwig XV. Der arme Teufel ängstigte sich halb todt, weil eine abgerichtete Elster ihn unablässig verfolgte und ihn statt Fouquet, oder La Varenne mit einem Fischnamen rief. Es scheint, daß das

gelehrte Thier im Grunde keinen so groben Irrthum beging, wie jener Affe in Lafontaines Fabeln, der den Piräus für einen Menschennamen hielt.

Als Gabriele in Paris anlangte, stieg sie, statt in ihrem eigenen Hotel abzusteigen, bei Sebastian Zamet ab — warum? weiß man nicht; große Catastrophen haben oft etwas Geheimnißvolles.

Wir sind jetzt selbst darüber erstaunt, daß wir, da wir das Privatleben Heinrichs IV. erzählen, diesen reichen Partisan noch mit keiner Sylbe erwähnt haben, und beeilen uns, diesen Fehler wieder gut zu machen.

Sebastian Zamet, Vater eines General-Majors der königlichen Armeen und eines Bischofs von Langres, war noch unter Heinrich III., wie man versichert, nur ein gemeiner Schuster gewesen. Er war aus Lucca gebürtig. Sein jovialer Character, seine originellen italienischen Scherze hatten ihn endlich sogar bei Heinrich IV. Zutritt verschafft. Er war, was man zu jener Zeit in Paris einen Partisan, und früher in Jerusalem einen Pharisäer nannte.

Bei Unterzeichnung des Heirathscontractes einer seiner Töchter war der Notar in Verlegenheit, unter welchem Stand und Character er ihn in demselben eintragen solle.

„Schreiben Sie nur," sagte Zamet, „Herr einer Millionundsiebenmalhunderttausend Thalern."

Der König hatte ihn, wie gesagt, sehr gern, und ging öfters mit seinen Freunden oder seinen Geliebten zu ihm, um bei ihm zu Abend zu essen, und nannte ihn scherzweise immer seinen Bastian.

Möglich, daß man Gabriele in ihrem Hotel nicht er-

wartet, und daher Nichts in Stand gesetzt hatte, genug, sie stieg bei Zamet ab.

Es war am grünen Donnerstage.

Sebastian Zamet war außer sich vor Entzücken ob der hohen Ehre, welche Gabriele ihm erwieß, ließ ein ausgewähltes Diner herrichten, und überwachte selbst die Bereitung der Gerichte, von denen er wußte, daß sie die Herzogin besonders liebte.

Nach dem Diner begab sich die Herzogin in die Finstermetten, die in der Kirche du Petit-Saint-Antoine mit Musik abgehalten wurden. Sie ließ sich in einer Sänfte hintragen, mit einem Garde-Capitain auf jeder Seite nebenher schreitend. Man hatte ihr eine besondere Kapelle vorbehalten, in die sie sich begab, um sich weder dem Gedränge auszusetzen, noch zu viel gesehen zu werden.

Mademoiselle von Guise war bei ihr und zeigte ihr während des Gottesdienstes einen Brief aus Rom, in welchem man ihr versicherte, daß die Scheidungsangelegenheit zwischen dem König und der Königin Margaretha ihrem erwünschten Ende nahe sei. Auch las sie zwei Briefe, die ihr der König bereits am selben Tage geschrieben hatte, und so zärtlich, so leidenschaftlichen Inhalts, wie kaum jemals zuvor. Zugleich zeigte er ihr an, daß er im Begriffe sei, Herrn von Fresnes mit neuen, dringenden Verhaltungsbefehlen nach Rom zu senden.

Als sie nach Beendigung der Metten die Kirche verließ, stützte sie sich auf den Arm der Herzogin von Guise und sagte zu ihr:

„Ich weiß nicht, wie mir ist, aber ich befinde mich sehr übel.“

Und als sie eben in die Sänfte steigen wollte, setzte sie hinzu:

„Ich bitte Sie, diesen Abend mit mir zuzubringen, um mich ein wenig zu zerstreuen.“

Sie ließ sich wieder in Zamets Haus tragen, und da sie sich hier nach einiger Zeit Etwas wohler fühlte, versuchte sie noch einen kurzen Spaziergang in den Garten; aber mitten in der Promenade ward sie abermals unwohl.

Es war ihr plötzlich, als ob ihr ein Blitzstrahl durch das Gehirn gefahren sei; sie stieß einen gellenden Schrei aus und verlangte, man solle sie augenblicklich von Zamet weg und zu ihrer Tante, der Frau von Sourdis, ins Kloster Saint-Germain bringen; „was man sofort thun mußte — berichtete la Varenne an Sully, — wegen der außerordentlichen Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie aus dem Hause des Herrn Zamet fortgeschafft sein wollte.“

Bei der Frau von Sourdis angelangt, ließ die Herzogin sich sogleich auskleiden und beklagte sich über ganz unerträgliche Kopfschmerzen.

Während man sie auskleidete, verfiel sie in Krämpfe und Convulsionen, und konnte nur durch Anwendung der stärksten Mittel wieder zu sich gebracht werden. Als sie sich wieder ein wenig erholt hatte, verlangte sie Feder und Papier, um noch einige Worte an den König zu schreiben; kaum aber hatte sie sich an den Schreibtisch gesetzt, als sie auch schon einen zweiten Krampfanfall bekam.

Nachdem sie abermals wieder zur Besinnung gekom-

men, überreichte man ihr einen Brief des Königs, der im nämlichen Augenblicke angekommen war — es war der dritte in vierundzwanzig Stunden; — sie wollte ihn lesen, allein die Convulsionen kehrten wieder und zwar viel heftiger als die beiden ersten Male.

Am Charfreitag hatte sie eine vorzeitige Niederkunft; das Kind war erst vier Monate alt.

Am selben Tage Abends verlor sie die Besinnung und gegen elf Uhr gab sie den Geist auf.

So waren jene vier Prophezeiungen sämmtlich in Erfüllung gegangen:

Daß sie nur einmal verheirathet sein würde;

Daß sie sehr jung sterben würde;

Daß ein Kind sie um alle Hoffnungen bringen würde, und endlich:

Daß eine Person, der sie ihr ganzes Vertrauen schenke, ihr einen gefährlichen Streich spielen würde.

Die Erfüllung dieser letzten Prophezeiung ließ allerdings noch den Vermuthungen ein weites Feld.

„Nach ihrem Tode — schreibt Mezeray — schien sie „so entstellt, das Gesicht war so scheußlich, daß man es „nicht ohne Grausen ansehen konnte. Ihre Feinde ergriffen „begierig die Gelegenheit, um dem Volke glauben zu ma„chen, es sei der Teufel gewesen, der sie in diesen Zustand „versetzt; sie habe sich ihm ergeben, um die Liebe des Kö„nigs ganz und ausschließlich zu besitzen, und dafür habe „er ihr nun den Hals umgedreht," — versteht sich, der Teufel.

Was dies alberne Gewäsch hervorgerufen, oder doch

wenigstens befördert, war, daß Rivière, der Leibarzt des Königs, nachdem er die Leiche besichtigt, beim Weggehen unbesonnen geäußert hatte:

„Hic est manus Domini!“ *)

Uebrigens erzählte man Etwas ganz dem Aehnliches, und um dieselbe Zeit, über Luise von Bude, zweite Gemahlin Heinrichs von Montmorency. Sully schreibt darüber in seinen Memoiren:

„Sie befand sich eben in Gesellschaft, als man ihr „meldete, daß ein Edelmann von ziemlich gutem Ansehen, „aber mit dunklem Teint und schwarzen Haaren sie in einer „höchst wichtigen Angelegenheit insgeheim zu sprechen ver„lange. Sie schien bestürzt, erschrocken, und ließ dem Frem„den sagen, ein anderes Mal wieder zu kommen. Dieser ließ „ihr zurücksagen, wenn sie nicht käme, würde er sie holen. „Sie mußte die Gesellschaft verlassen, und als sie aus dem „Zimmer ging, nahm sie mit thränenden Augen Abschied „von zwei oder drei ihr besonders befreundeten Damen, als „ob sie einem gewissen Tode entgegen gehe. In der That „starb sie einige Tage darauf, und man fand ihre Leiche „mit dem Gesicht auf den Rücken gedreht. So erzählte „man — fügt Sully hinzu — jenen drei Damen, von de„nen Frau von Montmorency in jener Gesellschaft Abschied „genommen hatte.“

Am Tage von Gabrielens Tod war Heinrich IV., wie wir gesagt haben, in Fontainebleau.

*) Hier ist die Hand des Herrn.

Auf die erste Nachricht ihrer Erkrankung ließ er sich das erste beste gesattelte Pferd vorführen, schwang sich auf und sprengte im Carriere davon. Bei Villejuif begegnete er einem Courier, der nach Fontainebleau wollte, um ihm die Todesnachricht zu überbringen. D'Ornano, Roquelaure und Frontenac, die ihm nachgeeilt waren, hatten alle Mühe, ihn zum Umkehren zu bewegen und brachten ihn nach der Abtei de la Saussair, jenseits Villejuif, wo er sich mit allen Zeichen des ausbrechenden Schmerzes auf ein Bett warf.

Einige Stunden darauf kam ein königlicher Wagen aus Paris, in den er stieg und nach Fontainebleau zurückfuhr.

Die ersten Edelleute des Hofes waren herbeigeeilt.

Als er aber mit ihnen in den großen Saal des Schlosses getreten war, bedankte er sich und fügte hinzu:

„Meine Herren, ich bitte die Gesellschaft, nach Paris zurück zu kehren, und zu Gott zu beten, daß er mir Trost schenken möge.“

Die Edelleute verbeugten sich und zogen sich zurück. Der König behielt nur Bellegarde, den Grafen de Lude, Terme, la Chalosse, Montglat und Frontenac bei sich.

Als auch Bassompierre, der die Herzogin von Beaufort das letzte Mal von Fontainebleau nach Paris begleitet hatte, sich entfernen wollte, hielt ihn der König zurück und sprach:

„Bassompierre, Sie waren der Letzte, der bei meiner geliebten Herrin verweilt hat; bleiben Sie auch bei mir, um mich zu unterhalten.“

„Ich blieb demnach ebenfalls — erzählt Bassompierre' — und die Gesellschaft blieb fünf oder sechs Tage ohne allen Zuwachs, mit Ausnahme einiger fremden Gesandten, welche kamen, um Condolenzbesuche abzustatten, aber sich sogleich wieder entfernten."

Nach Verlauf von acht Tagen behielt Heinrich IV. nur noch Bussy, Zamet und den Herzog von Retz bei sich.

Der Letztere, der besonders gut beim Könige stand, benutzte einmal die Gelegenheit, wo er sich allein mit ihm befand, und sagte, nachdem er Heinrichs Klagen eine Weile mit angehört, fast lachend:

„Meiner Treue, Sire! beim Lichte betrachtet, erscheint mir dieser Tod doch als ein Wink des Himmels."

„Ein Wink des Himmels? Und wie so?" fragte Heinrich.

„Allerdings; bedenken Sie doch die Ungeheuerlichkeit, die Sie im Begriffe waren zu begehen, Sire."

„Welche Ungeheuerlichkeit?"

„Je nun, eine Frau zu heirathen, die — — mit einem Worte, aus einem Fräulein d'Estrées eine Königin von Frankreich machen zu wollen. Ja, ja, Sire, ich wiederhole es, der Himmel hat Ihnen durch diesen plötzlichen Todesfall ein sichtliches Zeichen seiner Gnade gegeben."

Der König ließ den Kopf auf die Brust hängen und verweilte einige Zeit in tiefem Nachdenken.

Dann raffte er sich plötzlich empor und sprach:

„Alles erwogen, mögen Sie vielleicht Recht haben, mein lieber Herzog, und, sei es nun eine Gnade, sei es eine

Prüfung, so glaube ich doch auf jeden Fall Gott dafür danken zu müssen."

„Und er dankte Gott und tröstete sich — schreibt der Verfasser der Liebschaften des großen Alexander, — und tröstete sich so gut, daß er sich drei Wochen darauf in Mademoiselle d'Entragues verliebte."

Was die arme Gabriele betrifft, so hat man nie etwas Genaueres über ihren Tod erfahren; nur erhielt sich lange Zeit das Gerücht, sie sei vergiftet worden.

Aber von wem? — Das wußte Niemand zu sagen.

VIII.

Eines Abends saßen Heinrich IV. und Sully ganz allein im Schlafzimmer des Königs, die Füße auf das Kamingitter gestemmt, und plauderten vertraulich mit einander, wie ein Paar schlichte Bürger der Vorstadt Saint-Denis.

Es war drei oder vier Monate nach Gabrielens Tod, und einen Monat oder sechs Wochen, nachdem Mademoiselle d'Entragues, die Nachfolgerin der Herzogin von Beaufort, in der Gunst des Königs geworden war.

„Sire," hob Sully nach einer eingetretenen Pause an, „Sie stehen jetzt dem so lange erwünschten Ziele nahe; Frau Margaretha hat ihre Einwilligung in die Scheidung gegeben und wir dürfen jeden Augenblick deren Bestätigung von Rom entgegen sehen. Es ist nun an der Zeit, daß Sie sich unter den regierenden Häusern Europas nach einer Gemahlin umsehen; denn, ohne Sie in irgend einer üblen Absicht an Ihr Alter erinnern zu wollen, Sire, den kom-

menden 13. December werden Sie sechsundvierzig Jahre, und wenn Sie einen Dauphin noch bis zu seiner Mündigkeit erziehen wollen, so haben Sie sich eben nicht mehr lange zu besinnen."

Der König dachte einige Minuten nach, dann sprach er:

„Mein Freund, es ist eben keine leichte Sache, sich eine zweite Frau zu wählen, wenn die erste eine Margaretha von Valois gewesen ist; denn, nehmen wir an, sie vereinige in ihrer Person alle Schönheiten und alle glänzenden Eigenschaften aller meiner Geliebten, die ich bisher gehabt, so wünschte ich ihr doch noch etwas mehr."

„Nun, lassen Sie hören, Sire; wie müßte eine Frau beschaffen sein, um Sie vollkommen zufrieden zu stellen?"

„Sie müßte vor allen Dingen schön von Person, und sittsam von Betragen sein, von gefälligem Wesen und lebhaftem, gebildetem Geiste; sie müßte fruchtbar, von hoher Abkunft und im Besitze großer Länder sein. Ach, mein Freund! ich glaube, ein solches Ideal von Frau muß erst noch für mich geboren werden!"

„Nun denn," sagte Sully, „so suchen wir unter den Realen."

„Wenn es Dir Vergnügen macht, Rosny, meinethalben."

„Was sagen Sie zur Infantin von Spanien?"

„Ich sage, daß ich, obschon sie so alt und häßlich, daß es eine Freude ist, sie dennoch mit Vergnügen heirathen würde, wenn ich sicher wäre, mit ihr zugleich die Niederlande zu bekommen."

„Sollten wir nicht in Deutschland irgend eine Prinzessin finden?"

„Sprich mir nicht davon, Sully; eine Königin aus dieser Nation hätte Frankreich beinahe ins Verderben gestürzt."

„Oder eine der Schwestern des Prinzen von Oranien?"

„Sie sind protestantisch, und das würde mich wieder mit Rom und den eifrigen Katholiken übel stellen."

„Wie wäre es mit der Nichte des Herzogs Ferdinand von Florenz?"

„Sie würde immer wieder aus demselben Hause stammen, wie Königin Katharina, die Frankreich, und mir insbesondere, so viel Schlimmes zugefügt hat."

„Nun, so sehen wir uns unter den Töchtern des Landes um. Da hätten Sie zum Beispiel Ihre Nichte von Guise?"

„Die ist allerdings von guter Abkunft, schön von Gesicht, groß und wohlgebaut, ein wenig kokett, und ihre Lieblingslectüre sollen, wie man sagt, vorzüglich Liebesbriefchen sein; sie ist sanft, geistreich, heiter, und könnte mir schon gefallen; allein ich fürchte ihre Leidenschaft für die Erhebung ihrer Brüder und ihres Hauses. Auch die Aelteste des Hauses Mayenne gefiele mir nicht übel, obschon sie etwas gar zu brünett ist, allein die ist ja noch viel zu jung. Dann haben wir noch eine Tochter aus dem Hause Luxemburg, eine aus dem der Guémenées, ferner meine Cousine Katharina von Rohan. Die Letztere ist aber auch wieder eine Hugenottin, und was die anderen betrifft, so gefällt mir keine von ihnen."

„Gleichviel, Sire," sprach Sully, „da Sie sich am Ende doch zu einer Heirath werden entschließen müssen, so würde ich an Ihrer Stelle ganz einfach bei einer Frau von sanftem, gefälligem Charakter stehen bleiben, die mir Kinder gäbe und allenfalls im Stande wäre, die Leitung des Königreiches und der Familie zu übernehmen, wenn es Gott gefiele, Sie während der Minderjährigkeit eines Dauphins von dieser Welt abzurufen."

Heinrich seufzte tief auf. Sully merkte wohl, daß er sich zu einer Concession entschließen müsse.

„Und endlich," schloß er seine Rede, „würde ich bei einer Geliebten Ersatz für die Eigenschaften suchen, die der wirklichen Gemahlin vielleicht noch abgingen."

Dieser letzte Zusatz schien Heiurich IV. ganz besonders zu rühren.

„Was die Geliebte betrifft," sagte er, „so wäre diese bereits gefunden, und es bliebe demnach nur die Frau übrig."

„Nun denn, Sire, so suchen wir."

„Ich kann keine finden außer Denen, die ich Dir schon genannt habe."

„Nun gut, so wollen wir diese noch einmal der Reihe nach mustern."

Endlich, nach langem Suchen, Erwägen, Discutiren und Debattiren, wurden die Vorurtheile, welche sich an den Namen der Medicäer knüpften, beseitigt, und die Wahl fiel auf Maria von Medicis, Nichte des regierenden Großherzogs von Florenz, Ferdinand von Medicis, Toch-

ter des letztverstorbenen Herzogs, Franz von Medicis, und Jahanna's von Oesterreich.

Als Heinrich IV. sich zu einer Vermählung mit ihr entschloß, war sie bereits vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt, demnach in doch nicht gar zu großem Mißverhältniß zum Alter des Königs. Alles was man von ihrer Schönheit sagte, war nur vollkommen der Wahrheit gemäß.

Sie hatte eine hohe, edle Stirn, das schönste kastanienbraune Haar von der Welt, einen bewundernswürdig weißen Teint, lebhafte Augen, einen stolzen Blick, das Oval des Gesichts war regelmäßig, Nase und Mund schön, Hals und Busen untadelhaft, die Hände und Arme hätten den eigensinnigsten Malern und Bildhauern als Modell dienen können, und das Ganze ward noch vervollständigt durch eine üppige und dabei doch schlanke Gestalt.

Eines Tages, als Gabriele die Bildnisse der Infantin Isabelle und Maria von Medicis gesehen, hatte sie gesagt:

„Die Spanierin fürchte ich nicht, aber die Florentinerin flößt mir große Besorgniß ein."

So viel von ihren physischen Eigenschaften.

Was nun aber ihre geistigen betraf, so war sie freilich weit davon entfernt alle die zu besitzen, welche Heinrich IV. in ihr zu finden hoffte. Ihr Herz war gut, großmüthig sogar; ihr Geist war nicht ohne Zartheit; sie besaß aber weit mehr eingebildete, als wirkliche Fähigkeiten, mehr Eigensinn, als wahre Geistesstärke. Sie hielt hartnäckig an ihren Ansichten und Meinungen, oder derer ihrer vertrauten Rathgeber fest, sie fand große Lust an Intriguen und besaß überhaupt den Instinct jener italienischen Politik, der

darin besteht, heute Parteien zu schaffen, zu vereinigen, und sie morgen wieder zu spalten. Sie besaß nicht die Kunst, aus den von ihr gebildeten Parteien Nutzen zu ziehen, so daß sie im Gegentheil fast immer zu ihrem Nachtheil umschlugen und sie am Ende selbst ihr Opfer ward. In Augenblicken übler Laune beschuldigte der König sie des Stolzes, des Hochmuthes, sie sei mißtrauisch, träge, rachsüchtig, dem Prunke und der Verschwendung ergeben; nur fügte er hinzu, aber nicht als Gegengewicht dieser Fehler, sondern vielleicht mehr zu deren Vervollständigung, sie sei sehr verschwiegen und es sei äußerst schwer, etwas von ihr heraus zu bekommen, was sie verheimlichen wolle.

Dies also war die Gemahlin Heinrichs IV.

Was jedoch die Geliebte betraf, mit der er sich bereits im Voraus versehen, das heißt, Henriette d'Entragues, so war diese — um zuerst von ihrer Abkunft zu sprechen, — eine Tochter jener Marie Touchet aus deren Ehe mit François de Balzac, Herrn von Entragues, Marcoussis und du Bois de Malesherbes, von Heinrich III. im Jahre 1573 zum Ritter der königlichen Orden ernannt. Sie war im Jahre 1579 geboren, und die jüngere Schwester jenes berühmten Grafen von Auvergne, späteren Herzogs von Angoulème, einem natürlichen Sohne Karls IX. Wäre dieser statt ein natürlicher, ein legitimer Sohn gewesen, so hätte die Geschichte Frankreichs keinen Heinrich III., Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. aufzuweisen, denn er starb erst im Jahre 1659, in einem Alter von achtundsiebzig Jahren.

Beim Tode Gabrielens war Henriette d'Entragues erst

siebzehn Jahre alt, und damals ein Mädchen von bewunderungswürdiger Schönheit. Bei einer Geliebten ist nicht so sehr auf ein passendes Alter zu sehen, wie bei einer Gemahlin; je jünger erstere, je besser.

Berthauld entwirft folgendes Portrait von ihr:

Flambeaux étincelants, clairs astres d'ici-bas,
De qui les doux regards mettent les coeurs en cendre,
Beaux yeux! qui contraignez les plus fiers à se rendre
Ravissant aux vainqueurs le prix de leurs combats;

Riches filets d'amour semés de mille appas,
Cheveux, où tant d'esprits font gloire de se rendre,
Doux attraits, doux dédains de qui l'on voit dépendre,
Ce qui donne aux plus grands la vie et la trépas;

Beau tour où nul défaut n'a pu trouver de place,
Et je suis stupide et je suis plein d'audace
De taire votre gloire et d'oser le toucher;

Car, voyant des beautés si dignes de louanges,
Pour ne les louer pas, il faut être un rocher,
Et pour les bien louer, il faudroit être un ange.

(Sprühende Fackeln, helle Gestirne dieser irdischen Welt, deren sanfte Blicke die Herzen in Asche verwandeln, schöne Augen, die ihr die Stolzesten zwingt, sich zu ergeben, und den Siegern den Preis ihrer Kämpfe raubt; . .

Reiche Liebesnetze, mit tausend Zaubern durchsäet, Haare, in denen gefangen zu werden sich große Geister zum Ruhme anrechnen, süße Reize, von deren Verschmähungen Das abhängt, was den Größten Leben oder Tod verleihet;

Schöne Gestalt, an der kein Makel hat Platz finden können, ich würde blödsinnig und tollkühn zugleich sein, euren Ruhm zu verschweigen und ihn zu berühren wagen;

Denn, wenn ich diese, eines jeden Lobes würdigen Schönheiten betrachte, müßte ich ein Fels sein, um sie nicht zu loben, und um sie geziemend zu loben, ein Engel.)

Ich weiß nicht, ob der freundliche Leser schon bemerkt hat, daß alle drei Dichter, welche ihr hochtrabendes Musenroß bestiegen, um die sichtbaren und unsichtbaren Reize der königlichen Maitressen in so überschwänglicher Weise zu besingen, Diener der Kirche waren, und zwar der Abbé Desportes, der Erzbischof Berthauld und der Cardinal du Perron.

Kommen wir wieder auf Henriette d'Entragues zurück; nachdem wir uns bemüht, einen Begriff von ihrer Schönheit zu geben, müssen wir doch auch ein Wort über das Andere sagen.

Ihr Geist war lebhaft, ihre Unterhaltung leicht und angenehm. Ihr Talent für witzige Wortspiele kam dem Heinrichs IV. gleich.

„Sie war — sagt Sully — ein feingewetztes Schnäbelchen und verstand es trefflich, ihre Gesellschaft dem König durch geistreiche Antworten und gute Einfälle höchst angenehm zu machen."

Es fehlte ihr nicht an Bildung, und wenn wir Hemery d'Amboise glauben dürfen, so las sie mit einer ihrer schönen Hände die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, und mit der anderen Brantômes Galante Damen; aber sie war boshaft, jähzornig, rachsüchtig und mehr ehrgeizig wie

zärtlich. Heinrich IV. zweifelte selbst, jemals wirklich von ihr geliebt worden zu sein, und um so mehr haben wir daher Ursache dies zu bezweifeln.

Ihr wirksamstes Anziehungsmittel war, das aus Eigennutz zu thun, was die Damen Tignonville nnd Antoinette de Pons aus Tugend gethan hatten, nämlich zeitweilig die Spröde zu spielen.

„Diejenigen Personen — schreibt Sully — welche kein anderes Verdienst besitzen, um sich zur Geltung zu bringen, als das Talent für Hofintriguen, dem König belustigende Geschichtchen mit guter Manier vorzutragen, über Alles, was er sagt, außer sich vor Entzücken zu gerathen, sich zu allen Vergnügungspartien zu drängen, bei denen die Könige und Fürsten sich eben so gut vergessen, wie andere Menschenkinder, diese Leute waren es, die dem Könige die Reize, die Liebenswürdigkeit, den Geist der Mademoiselle d'Entragues so oft und so eifrig anpriesen, daß er endlich Lust bekam, sie zu sehen, sie wieder zu sehen und zuletzt sich in sie verliebte."

Dieser Widerwille Sullys gegen Mademoiselle d'Entragues war Anfangs allerdings nur ein instinctiver, der sich aber in entschiedenen Haß verwandelte, als Heinrich IV. seinem Oberintendanten der Finanzen auftrug, der schönen Dame hunderttausend Thaler auszuzahlen.

Dies war nämlich der Preis, den sie selbst für ihre Liebe ausgesetzt hatte.

Kaum aber hatte sie das Geld in Händen, als sie auf neue Mittel verfiel, ihre bisherige Rolle einer Sprö-

den fortzuspielen, ohne gerade als Betrügerin vor dem König zu erscheinen; die Großeltern mußten dazu herhalten.

Sie schrieb Heinrich IV.

„Mein großer König, ich werde seit einiger Zeit von „meinem Großvater und meiner Großmutter so scharf bewacht, daß es mir durchaus nicht möglich ist, Ihnen alle „die Beweise von Dankbarkeit und Liebe zu geben, die ich „dem größten aller Könige und dem liebenswürdigsten aller „Männer nicht versagen kann. Ich bedarf einer Gelegenheit „dazu, und diese eben ist man beflissen, mir mit einer fast „unbesiegbaren Sorgfalt und Grausamkeit zu entziehen. „Ich habe Ihnen Alles versprochen und werde Ihnen Alles „gewähren, allein ich muß es auch können, und wie ist „mir das möglich, umgeben von Spähern, die mich Tag „und Nacht beobachten? Täuschen wir uns nicht, wir werden niemals zum Ziele unserer Wünsche gelangen, wenn „Sie nicht meine Freiheit von Herrn und Frau von Entragues erlangen; es handelt sich nicht mehr darum, mich „Ihnen günstig zu stimmen, ich bin ja nur zu sehr dazu „geneigt. Sie haben mein Herz erobert; ach! warum haben „Sie kein Recht, sich offen um mich zu bewerben?"

Das einzige Mittel aber, von Herrn und Frau von Entragues ein wenig mehr Freiheit zu erlangen, war, der schönen Henriette ein förmliches Heirathsversprechen zu Füßen zu legen.

Anfangs weigerte sich Heinrich IV.; aber das Fräulein von Entragues war gar so reizend!

Heinrich erbot sich zu einem mündlichen Eheversprechen, in Gegenwart der beiden Großeltern gegeben.

Das Fräulein von Entragues antwortete:

„Mein theurer König und Herr, ich habe mit Herrn „und Frau von Entragues sprechen lassen und selbst mit „ihnen gesprochen; allein es ist durchaus Nichts von ihnen „zu hoffen. Ich begreife ihr Benehmen nicht. Alles, was „ich Ew. Majestät sagen kann, ist, daß sie sich niemals „fügen werden, wenn Sie sich nicht entschließen, zur Si„cherstellung ihrer Familienehre ein schriftliches Eheverspre„chen in ihre Hände niederzulegen. An mir hat es nicht „gelegen, daß sie sich nicht mit einem mündlichen begnüg„ten; sie sind hartnäckig auf ihrem Willen stehen geblieben. „Ich habe nicht unterlassen, ihnen die Unbilligkeit und „Nutzlosigkeit ihrer Forderung begreiflich zu machen, daß es „eine bloße Formalität sei, die nicht mehr Kraft habe als „ein mündliches Versprechen, da es schwerlich in ganz „Frankreich einen Gerichtsbeamten gäbe, der den Muth ha„ben werde, einen solchen König und Feldherrn vor sein „Tribunal zu fordern, der eine starke Armee und viele Ka„nonen habe, um seinem Willen Nachdruck zu geben.

„Und dennoch, Sire, da sie einmal so eigensinnig „auf dieser leeren Formalität beharren, welche Gefahr lau„fen Sie, sich ihrer Manie zu fügen? Und wenn Sie mich „wirklich so lieben, wie ich Sie liebe, können Sie da noch „Bedenken tragen, sie um meinetwillen zufrieden zu stellen?

„Stellen Sie dabei jedwede Bedingung, die Sie wün„schen können; Alles, wessen mich mein Geliebter versichern „wird, wird mir genügen."

Wir haben bereits gesehen, welch ein hitziger, leidenschaftlicher Spieler unser guter Heinrich IV. in diesem gefährlichen Spiele mit Frauen war; so lange er Gewinner war, hielt es nicht schwer, ihn zum Zurückziehen seiner Karte zu bewegen, niemals aber, wenn er sich im Nachtheil sah.

„Und — sagte Sully, — dieser Zieraffe, dies verschmitzte Frauenzimmer wußte dem König so schlau zu „schmeicheln, ihn von allen Seiten zu fassen, jene Schmeichler und Zwischenträger, denen er täglich sein Ohr leihet, „so für sich zu gewinnen, daß er endlich in jenes Versprechen willigte, ohne welches er, wie man ihm glauben „machte, Dasjenige nicht erlangen würde, was er schon „voraus und so theuer bezahlt hatte."

Zum Glück für Heinrich IV. war aber Sully noch da.

Der König that nicht das Geringste, ohne ihn um Rath zu fragen.

Heinrich war in Fontainebleau und eben im Begriff auf die Jagd zu reiten, als er schnell Sully herbeirufen ließ, dessen Hand ergriff und seine Finger zwischen die Sullys schob, was er gewöhnlich in der Art hatte, so oft er dem strengen Freunde etwas zu vertrauen hatte, das ihn in Verlegenheit setzte.

„Nun, Sire," frug endlich Sully, da er merkte, daß der König zögerte, „was giebt es denn schon wieder?"

„Mein lieber Sully," stammelte Heinrich mühsam hervor, „da ich, wie Du weißt, Dir alle meine Geheimnisse mittheile, so will ich Dir eines anvertrauen und Dir zeigen,

was ich für die Erlangung eines Schatzes thun will, wie ich keinen zweiten wieder finden dürfte.

Und ein Papier in Sully's Hand legend, wendete er sich schnell nach der anderen Seite, als ob er sich schäme, es lesen zu sehen.

„Lies es durch," fügte Heinrich hinzu, „und sage mir Deine Meinung darüber."

Sully las: es war ein Heirathsversprechen des Königs an Mademoiselle d'Entragues.

Indeß war doch noch eine verfängliche Bedingung an dies Versprechen geknüpft: Heinrich IV. versprach Mademoiselle d'Entragues zu heirathen, wenn sie vor Ablauf eines Jahres ein Kind männlichen Geschlechts zur Welt bringen würde.

Nachdem Sully gelesen, näherte er sich dem Könige.

„Nun," frug Heinrich, „was denkst Du davon?"

„Sire," antwortete der Oberintendant, „ich habe diese Angelegenheit, die von so hoher Wichtigkeit ist und die Sie so nahe berührt, noch nicht genug erwogen, um jetzt schon meine Meinung sagen zu können."

„Larifari!" rief Heinrich, „sprich frei vom Herzen weg, mein Lieber, und lasse alle Discretion bei Seite. Dein Schweigen verletzt mich mehr, als alle Deine Bemerkungen und Kriteleien es thun würden; denn ich erlaube Dir, mir in Betreff dieser Angelegenheit, über welche ich Deine Billigung nach den hunderttausend Thalern, die Du hast herausrücken müssen und die Dir noch jetzt schwer auf dem Herzen liegen, gar nicht erwarte, Alles zu sagen, was Dir gefallen wird, und verspreche Dir, daß ich nicht böse

darüber werden will. Sprich also ganz offen und sage mir, was Du davon denkst. Ich will es, ich befehle es!"

„Es ist dies Ihr ausdrücklicher Wille, Sire?"

„Ja!"

„Und was ich auch sagen oder thun möge, Sie werden nicht darüber böse werden?"

„Nein doch, nein!"

„Wohlan, Sire," sprach Sully, das Papier zerreißend, „hier ist meine Meinung, wenn Sie sie denn durchaus wissen wollen."

„Ventre-saint-gris!" rief Heinrich, „was machen Sie da, mein Herr? Mich will bedünken, Sie sind verrückt geworden!"

„Ja, Sire, ich bin ein Verrückter, ein Narr, ein Dummkopf sogar, und wünsche von ganzem Herzen, ich wäre der einzige in ganz Frankreich."

„Ich verstehe, was Sie damit meinen," entgegnete Heinrich, „und will Ihnen für jetzt weiter Nichts sagen, um nicht mein Wort zu brechen, das ich Ihnen gegeben habe."

Und hierauf drehte er Sully den Rücken und ging rasch fort.

Er ging aber in sein Cabinet, verlangte Feder und Papier von Lomenie, und setzte ein neues Eheversprechen auf, das sogleich abgesendet ward.

Dann verlangte er seine Equipagen, stieg rasch die Treppe hinab, an deren Fuß er Sully begegnete, ging an diesem vorüber, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen oder

ihn auch nur anzublicken, und reiste nach dem Walde von Malesherbes ab, wo er zwei Tage jagte.

Als Heinrich IV. nach Fontainebleau zurückkam, fand er eine große Summe Geldes auf dem Fußboden seines Cabinets aufgezählt.

Er ließ sogleich Sully rufen.

„Was ist das?" frug er ihn.

„Sire, das ist Geld."

„Das sehe ich wohl, daß es Geld ist."

„Rathen Sie, wie viel? Sire."

„Wie soll ich das errathen? Ich weiß nur, daß es viel ist."

„Ach nein, Sire."

„Wie so, nein?"

„Es sind nur hunderttausend Thaler."

Heinrich hatte seinen alten Freund verstanden, denn nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, rief er plötzlich:

„Ventre-saint-gris! Du hast Recht: das ist eine gut bezahlte Nacht."

„Ohne noch das Heirathsversprechen zu rechnen, Sire."

„O, was das betrifft, so ist es nur unter der Bedingung gültig, daß vor Ablauf eines Jahres ein Kind zur Welt kommt, und das ist ganz allein meine Sache —"

„Vielleicht nicht so ganz, Sire!"

„Schon gut, schon gut! und ein männliches noch dazu, ein männliches! Das Kind muß ein Knabe sein."

„So vertrauen wir denn dem Himmel, Sire; Gott ist groß!"

„Sonst nichts Neues während meiner Abwesenheit?“ frug Heinrich in seinem gewöhnlichen Tone.

„Doch, Sire: eine Depesche aus Rom; Ihre Scheidung ist vom Papste canonisch ausgesprochen.“

„Teufel noch einmal!“ sprach der plötzlich nüchtern gewordene König, „das ändert die Sache gewaltig!“

Einige Tage nach dieser, die Lage der Dinge allerdings, wie Heinrich ganz richtig bemerkt, gewaltig ändernden Nachricht, war es eben, wo er und Sully, ganz wieder miteinander ausgesöhnt, am Kaminfeuer saßen, und jene vertrauliche Unterhaltung über eine standesmäßige Verheirathung des Königs hatten, die zu Anfang dieses Kapitels berichtet worden ist.

Die Wahl blieb, wie gesagt, zuletzt bei Maria von Medicis stehen.

Sully übernahm die Besorgung dieser Angelegenheit und entwarf und unterzeichnete mit Villeroi und Silleri die Präliminarien des königlichen Ehevertrags.

Da ihn der König während dieser Arbeit zweimal verlangt hatte, ging Sully sogleich nach deren Beendigung zu ihm.

„Wo zum Teufel kommst Du denn her, Rosny?“ rief ihm Heinrich entgegen.

„Meiner Treue, Sire, ich komme direct von Ihrer Verheirathung.“

„So, so! von meiner Verheirathung?“

„Ja wohl, Sire, und ein Rücktritt ist jetzt nicht mehr möglich; der Contract ist unterzeichnet und ausgefertigt.“

Heinrich IV. ging einige Zeit schweigend im Zimmer

auf und ab, kratzte sich in den Haaren und kaute an den Nägeln.

Endlich brach er das Schweigen, und rief, die Hände zusammenschlagend:

„Nun denn, sei es! verheirathen wir uns, da es einmal das Wohl meines Volkes erheischt, daß ich mich verheirathe! Aber ich fürchte sehr, an einen harten Kopf zu gerathen, der mir allerhand häuslichen Streit auf den Hals zieht, den ich mehr scheue, als alle politischen und Kriegshändel der ganzen Welt."

Von welchem harten Kopfe sprach der König? War es der der schönen Mademoiselle d'Entragues, oder der Marias von Medicis?

In einer wie der anderen Hinsicht geschah, wie Sully es wollte, und wie dergleichen Dinge zwischen König und Minister in der Regel zu geschehen pflegen.

IX.

Es ist nun an der Zeit, einige Worte über Sully — nächst Heinrich IV. der populärste Mann jener Geschichtsepoche — zu sagen. Seine glänzenden Eigenschaften sind hinlänglich genug bekannt, daß es nicht schaden kann, auch ihn ein wenig im Hauskleide zu beobachten.

Wir benutzen den Augenblick, wo Heinrich IV. vollauf mit Streitigkeiten mit seiner Maitresse, bezüglich seiner beschlossenen Vermählung mit der Medicäerin, zu thun hat, um uns ein wenig mit seinem Minister zu beschäftigen.

Der Leser wird es wohl selbst denken können, was sich der König und die schöne Henriette d'Entragues zu sagen haben, während er schwerlich wissen wird, was wir ihm über Sully zu erzählen haben.

Sully behauptete aus dem Hause der Grafen von Bethune aus Flandern zu stammen; seine Neider dagegen behaupteten, er stamme ganz einfach von einem Schotten, Namens Bethun, ab.

Während jener Belagerung von Amiens war es, wo sein großes Glück bei Heinrich IV. eigentlich begann, und Gabriele d'Estrées war Diejenige, der er es vorzüglich verdankte; mit ihrer Hilfe gelang es ihm, seinen Vorgänger, den Oberintendanten Harlay de Sancy aus dem Sattel zu heben, und sich an seiner Stelle aufzuschwingen.

Harlay de Sancy hatte Heinrich IV. in der That wichtige Dienste geleistet, und, unter Anderem, jenen berühmten Diamanten, der heute noch unter dem Namen des Sancy mit zu den Krondiamanten Frankreichs gehört, bei den Juden in Metz verpfändet, um ihm Geld zu schaffen.

Eines Tages aber hatte ihn Heinrich IV. über seine Vermählung mit Gabriele d'Estrées um seine Meinung gefragt.

„Meiner Treu, Sire," antwortete Harlay de Sancy, „ein Stichherd ist wie der andere; mir ist die Tochter Heinrichs II. eben so lieb, wie die der Frau Marquise d'Estrées."

Heinrich IV., der Sancy liebte und schätzte, nahm den Scherz gutmüthig auf.

Nicht so die schöne Gabriele, die nicht eher ruhte, bis er von seinem Posten entfernt, und Sully an dessen Stelle ernannt war.

Sully hatte seiner Gönnerin sehr eifrig den Hof gemacht; als er aber erst Oberintendant geworden war, wendete er ganz natürlich den Spieß ebenfalls gegen sie.

Was Sancy betraf, der für einen eben so ehrenhaften Mann galt, wie Sully für einen großen Beutelfeger, so zog er sich in das Privatleben zurück und starb in Folge der Schulden, die er sich im Dienste seines Königs aufgebür-

det, so arm, daß Heinrich IV. eine Ordonnanz erließ, welche den Gläubigern untersagte, Sancy wegen Schulden verhaften zu lassen, sowie allen Richtern, einem solchen Antrage derselben Folge zu leisten. Der arme Mann ging niemals ohne diese königliche Ordonnanz aus, die er in einem Portefeuille an einer Kette stets unter seinem Wammse trug. Mehrmals geschah es, daß ihn Gerichtssergeanten Schulden halber verhaften wollten; er ließ sich ganz ruhig bis an die Thüre des Schuldgefängnisses führen, dort aber zeigte er seinen Talisman vor, und wohl oder übel mußten ihn die Sergeanten laufen lassen.

Wenn man ihn fragte, warum er das thue, antwortete er mit halb lustigem, halb traurigem Lachen:

„Ich bin so arm, daß das mein einziges Vergnügen ist, das ich mir gewähren kann.“

Noch ein Wort über diesen de Sancy — unter dessen Namen d'Aubigné's Satirische Scheidung erschien — oder vielmehr über dessen Kinder; dann kommen wir wieder auf Sully, und von Sully auf Heinrich IV. zurück.

Herr de Sancy hatte zwei Söhne.

Der eine derselben war Kammerpage Heinrichs IV. Als solcher mußte er dem Könige eine Fackel zu Fuß vortragen, wenn dieser ausfuhr; er klügelte heraus, daß dies zu Pferd viel bequemer sei und kaufte sich demgemäß, ohne erst viel anzufragen, einen Klepper. Der König fand diese Freiheit für einen Pagen denn doch etwas zu stark, erkundigte sich, wer es sei, und als er erfuhr, daß es ein Sohn de Sancy's sei, gab er Befehl, ihm bei der Rückkehr nach dem Louvre eine Tracht Schläge aufzuzählen.

Während der Dauer der Execution schrie der junge Mensch unaufhörlich: Par la mort! (Beim Tode) — da er aber, nach Art der Zierbengel jener Zeit, das R nicht aussprach, so hörte man nur: Pa-la-mot, und von diesem Tage an verblieb ihm bis an sein Ende der Name Palamot.

„Es war dies überhaupt ein sehr drolliger Kauz — sagt Tallemant de Reaux. — Eines Tages, als er von Orleans nach Paris ritt, überholte er auf der Landstraße Frau von Gomenée. Da er sich auf seinem Pferde langweilte und das Wetter ganz abscheulich war, so ritt er an den Wagen heran und ließ ihn halten. „Ach, Madame — sagte er — es giebt Spitzbuben im Thale von Torfou, und da Sie allein sind, so biete ich mich Ihnen als Bedeckung an. — Ich danke Ihnen vielmals, sagte sie, allein ich fürchte mich durchaus nicht. — Behüte, Madame! es soll nicht gesagt werden, daß ein de Sancy Sie in der Gefahr ohne Schutz gelassen habe!" Und ohne auf ihre Einrede zu hören, ließ er den Wagentritt herab, setzte sich an ihre Seite und ließ sein Pferd wie ein Hundchen hinterdrein traben."

Ein anderes Mal in Rom, wo die Herzogin von Brissac, Gemahlin des Gesandten, die Villa Medicis besichtigen wollte, eilte er voraus, um nachzusehen, ob Alles gehörig in Stand gesetzt sei. Eine Nische war leer; man hatte die in dieselbe gehörige Statue einer Ausbesserung wegen am Tage vorher fortgeschafft.

„Diese leere Nische nimmt sich schlecht aus," sagte er. Und ohne Weiteres kleidete er sich aus, verbarg seine

Kleider in einem Gebüsche, stieg nackt in die Nische und nahm die Stellung des pythischen Apollo an.

Im fünfzigsten Jahre trat er in den Orden der Oratorienbrüder. Man kannte ihn jedoch nur unter dem Namen: Pater Palamot; sein wirklicher Name, de Sancy, war gänzlich in Vergessenheit gekommen.

Sein Leben als Priester war übrigens untadelhaft, nur sah man in seinem Zimmer lauter Heilige zu Pferde und mit dem Schwerte umgürtet, wie den heiligen Mauritius und den heiligen Martinus.

Der zweite Sohn des Herrn von Sancy trat anfänglich in die diplomatische Carriere, ward Gesandter in Constantinopel, und zuletzt ebenfalls Oratorienbruder.

Einstmals kam er in ein Kloster der Carmeliterinnen, das sein Großvater gestiftet und reich ausgestattet hatte. Die Nonnen erzeigten ihm keineswegs die Ehre, die dem Enkel eines Mannes zukam, dem das Kloster so große Verpflichtungen schuldete.

Er beschwerte sich darüber.

Als er später wieder einmal in dasselbe Kloster kam, wollte die Priorin ihren Fehler wieder gut machen, empfing ihn am Gitter und lud ihn ein, in's Innere des Klosters zu treten und das Mittagsmahl einzunehmen; allein zum Unglück war der Schlüssel des Gitters nicht gleich zu finden. Nach länger als einer halben Stunde ward er endlich herzugeschafft.

Bei Tische hatte der Pater alle Mühe, die Priorin zum Heben ihres Schleiers zu bereden, und als sie es end-

lich that, erblickte der fromme Mann ein citronengelbes, eingetrocknetes Gesicht.

„Die Pest hole solche Zierpuppe von Nonne!“ sprach er, „läßt mich erst eine halbe Stunde auf das Diner warten, und speist mich dann mit einer mageren Omelette ab.“

Und damit drehte er ihr den Rücken zu.

Kommen wir nun auf Sully zurück.

Er hatte seine Beamtenlaufbahn als Paßcontroleur in Amiens begonnen. Er selbst war im Finanzwesen noch ziemlich unerfahren, als er Oberintendant ward, und gesellte sich einen tüchtigen Gehilfen bei, Namens Ange Cappel de Luat, der zugleich Schriftsteller war, und der — was als eine große Seltenheit gelten kann — als Sully in Ungnade fiel, ein kleines Buch zur Rechtfertigung seines gefallenen Gönners veröffentlichte, betitelt: Der Vertraute.

Dieses Buches wegen ward de Luat sogar verhaftet und in's Gefängniß gesetzt.

Als er vor dem Instructionsrichter stand, frug dieser: „Versprechen Sie, die reine Wahrheit zu sagen?“

„Alle Tausend!“ antwortete de Luat, „ich werde mich wohl davor hüten! Eben weil ich sie gesagt, stehe ich ja jetzt vor Ihnen.“

Trotz seiner hohen Stellung war Sully sehr sparsam und hielt sich nicht einmal einen Wagen, sondern begab sich auf der Schabracke nach dem Louvre — wie man sich damals spottweise auszudrücken pflegte, um zu sagen, er ritt. War es wirklich Geiz? Oder war es, weil Heinrich IV., der nicht litt, daß sein Page auf einem Klepper

ihm voranleuchte, es auch nicht haben wollte, daß sein Minister in einer Kutsche fahre? Das Letztere ist am wahrscheinlichsten.

Der Marquis de Coeuves und der Marquis de Rambouillet waren überhaupt die ersten Edelleute, welche sich derselben bedienten; der erstere schützte sein kurzes Gesicht vor, der andere eine Schwäche in der Achilles-Flechse. Aber der König zankte bei jeder Gelegenheit darüber und die beiden Herren vermieden es so viel wie möglich, ihm in den Weg zu kommen.

Ludwig XIII. scheint diesen Widerwillen gegen den Luxus seiner Hofcavaliere von seinem Vater geerbt zu haben. Eines Tages begegnete er dem Herrn von Fontenay-Mareuil in einer Kutsche.

„Wie kann nur ein lediger Mann sich eine Kutsche halten?" frug er unwillig.

„Er steht eben im Begriff, sich zu verheirathen," antwortete man dem Könige, um ihn zu besänftigen, obgleich es nicht wahr war.

Zur Zeit Heinrichs IV. wußte man kaum noch, was es hieß, zwei Pferde nebeneinander zu spannen; der König selbst bediente sich gewöhnlich eines Paßgängers, und die Anderen trabten hinter ihm drein.

Als der König Sully zum Oberintendanten ernannte, that dieser, was sonst die Dauphins von Frankreich gewöhnlich zu thun pflegten, wenn sie zur Regierung gelangten, das heißt, er fertigte ein Inventar seines ganzen Vermögens an, das er dem Könige übergab und diesem schwur,

nur von seinem Gehalte und den Einkünften seiner Besitzung Rosny leben zu wollen.

Der König war ein Gascogner und lachte daher herzlich über diese Gasconnade Sully's.

„Ventre-saint-gris!" rief er aus, „bisher war ich immer noch in Zweifel, ob Sully ein Flamänder oder ein Schotte von Familie sei; jetzt weiß ich aber bestimmt, daß er schottischer Abstammung ist!"

„Und warum das, Sire?" frug man ihn.

„Weil die Schotten die Gascogner des Nordens sind."

Heinrich IV. sah nur, was er sehen wollte, wie wir an jenem Tage schon bemerkt haben, wo Herr von Praslin ihm seine Gabriele in Gesellschaft des Herrn von Bellegarde zeigen wollte. Es gelang Sully demnach nicht, ihm mit dieser angeblichen Gewissenhaftigkeit Etwas weiß zu machen.

Einmal stand der König eben auf dem Altan, als Sully in's Louvre kam; Sully sah zu ihm auf, machte ihm eine Verbeugung, stolperte und wäre beinahe auf die Nase gefallen.

„Das darf Sie nicht in Verwunderung setzen, meine Herren," sagte Heinrich zu seiner Umgebung; „wenn der größte Trunkenbold unter meiner Schweizergarde so viel Töpfe Wein im Kopfe hätte, wie Sully, er wäre der Länge nach hingefallen."

So populär Sully auch nach seinem Tode geworden ist, war er bei seinen Lebzeiten doch Nichts weniger, als beliebt. Dies lag an seinem kurzen und abstoßenden Wesen.

Eines Abends, nach dem Souper, kamen fünf oder sechs der angesehensten Edelleute des Hofes nach dem Arsenal, wo er wohnte, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Ihre Namen verhinderten ihn, sie an der Thüre abweisen zu lassen; da sie die großen Entrées beim Könige hatten, konnten sie sich diese Freiheit wohl auch bei ihm nehmen.

Er empfing sie also, aber mit seiner gewöhnlichen mürrischen Art.

„Was wollen Sie von mir, meine Herren?" frug er kurz.

Einer der Edelleute, der sich einen freundlicheren Empfang durch die Versicherung zu verschaffen glaubte, daß weder er noch seine Begleiter gekommen wären, um irgend Etwas zu verlangen, sagte:

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, wir sind nur gekommen, um Sie zu sehen."

„Ah! wenn Sie nur deshalb gekommen sind," antwortete Sully, „das wird bald geschehen sein."

Und nachdem er sich rings herum gedreht hatte, um sich von vorn und von hinten besehen zu lassen, kehrte er in sein Cabinet zurück und warf die Thüre hinter sich zu.

Ein Italiener, der im Gefolge der Maria von Medicis nach Paris gekommen war, hatte viel in Geldgeschäften mit Sully zu thun gehabt und war von diesem mit Grobheiten aller Art abgefertigt worden, ohne nur eine Pistole von ihm erlangt zu haben.

Einmal, wo dieser Mann wieder unverrichteter Sache vom Arsenal zurückkam, ging er gerade über den Grève-

platz, als man im Begriff war, drei Missethäter aufzuknüpfen.

„O beati impiccati," rief der Italiener aus, „che non avete da fare con quel Rosny!"

(O Ihr glücklichen Gehenkten, die Ihr Nichts mehr mit diesem Rosny zu schaffen habt!)

Indeß wäre ihm seine Zähigkeit im Geldgeben einmal doch beinahe schlecht bekommen.

Ein alter Haushofmeister des Marschalls Biron, Namens Pradel, den der König kannte und persönlich sehr gern hatte, konnte mit Sully nicht fertig werden, der ihm die Auszahlung seines Gehaltes verweigerte. Eines Morgens, wo Pradel bis in den Speisesaal gedrungen war, Sully sich alle Mühe gab, ihn los zu werden, so wie Pradel, nicht von der Stelle zu gehen, wollte ihn Sully endlich bei der Schulter fassen und zur Thüre hinausschieben; aber Pradel riß ein Messer vom Tische und schwur Sully, wenn er es wage, ihn nur mit dem Finger zu berühren, so würde er ihm das Messer durch den Leib rennen.

Sully machte sich aus dem Staube, ließ aber Pradel durch seine Dienstleute zur Thüre hinauswerfen.

Pradel ging geradenwegs zum Könige.

„Sire," sagte er, „ich will lieber gehangen werden, als verhungern; das erstere ist schneller überstanden. Es thut mir daher leid, es sagen zu müssen: wenn ich binnen hier und drei Tagen nicht bezahlt bin, so ist Ihr Oberintendant ein Kind des Todes."

Und er hätte gethan, was er sagte; aber auf Heinrichs strengen Befehl entschloß sich Sully endlich zum Zahlen.

Sully war zuerst auf den guten Einfall gekommen, alle Heerstraßen im Lande mit Ulmen bepflanzen zu lassen. Diese Ulmen nannte man Rosny's. Der Oberintendant war so verhaßt, daß die Bauern diese Ulmen niederschlugen „Es ist ein Rosny, machen wir einen Biron daraus." — Bekanntlich ward Biron im Jahre 1602 enthauptet.

In Bezug auf diesen selben Biron, auf den wir später auch noch zurückkommen werden, wie auf alle großen Männer der Regierung Heinrichs IV., — sagt Sully in seinen Memoiren:

„Herr von Biron und zwölf der galantesten Herren vom Hofe wollten ein Ballet aufführen, konnten aber nicht damit zu Stande kommen. Sie mußten sich endlich an den König wenden, der mich kommen ließ und mich ersuchte, daran Theil zu nehmen."

Lieber Leser, kannst Du Dir Sully, den Freund und strengen Censor Heinrichs IV., als Balletmeister vorstellen? Gewiß nicht. Und doch war das seine ganz besondere Leidenschaft. Ganz im Gegensatze zu Crillon, der nicht tanzen lernen wollte, weil er sich dabei beugen und zurückziehen sollte, war Sully auf das Tanzen versessen. Bis zum Tode Heinrichs IV. mußte jeden Abend ein Kammerdiener des Königs, Namens La Roche, mit der Laute zu ihm kommen und ihm die neuesten Tänze aufspielen, die Sully ganz allein tanzte, eine phantastische Mütze auf dem Kopfe, die er gewöhnlich in seinem Cabinette trug, und ohne andere Zuschauer, als Duret, später Präsident von Chivry, und seinem Secretair, la Clavelle. Zuweilen, wenn

Sully bei ganz besonders guter Laune war, wurden auch Mädchen mit zugelassen, mit denen man allerhand Kurzweil und Narrenspossen trieb.

Nachdem Sully's erste Frau, Anna von Courtenay, gestorben war, verheirathete er sich wieder mit Rachel von Cochefilet, der Wittwe eines Herrn von Châteaupers. Auch diese huldigte der Mode der Zeit, das heißt, sie konnte nicht ohne einen oder einige Liebhaber sein. Sully wußte dies übrigens, drückte aber beide Augen zu. Damit man indeß nicht denken solle, er lasse sich hinter's Licht führen, sagte er jedesmal, wenn er seiner Frau das Monatsgeld auf den Tisch zählte:

„Hier ist für den Tisch — hier für die Dienstleute — hier für Ihre Toilette — und hier für Ihre Liebhaber —"

Er ließ in seiner Wohnung eine besondere Hintertreppe bauen, die nur zu den Zimmern seiner Frau führte.

Nachdem die Treppe fertig war, übergab er der Gräfin den Schlüssel dazu mit folgenden Worten:

„Madame, lassen Sie gewisse Personen — Sie verstehen, wen ich meine — über diese Hintertreppe gehen. So lange sie nur über diese zu Ihnen kommen, kümmere ich mich nicht darum. Machen Sie ihnen aber begreiflich, daß, wenn ich einem dieser Herren auf **meiner** Treppe begegne, ich ihn sämmtliche Stufen hinabwerfe."

Er war Calvinist, und obgleich er Heinrich IV. dringend angerathen hatte, überzutreten, hatte man ihn selbst doch niemals dazu bewegen können.

„Man kann in jeder Religion selig werden," sagte er dann immer.

Dennoch verordnete er auf seinem Sterbebette, man möge ihn für alle Fälle in geweihter Erde begraben.

Obgleich damals schon seit zwanzig Jahren Niemand mehr Orden und Ketten in Diamanten trug, legte er deren doch noch jeden Tag an und ging, so aufgeputzt, unter den Bogenhallen der Place-Royale, die nahe an seiner Wohnung lagen, spazieren.

Gegen das Ende seines Lebens zog er sich auf seine Besitzung von Sully zurück, wo er sich eine Art von Schweizergarde hielt, die jedesmal, so oft er ausging oder heimkehrte, das Gewehr präsentiren und die Trommel rühren mußte.

„Außerdem — sagt Tallemant de Reaux — hatte er noch einen förmlichen Hofstaat von fünfzehn bis zwanzig jungen Pfauen und einem halben Dutzend alter Landsknechte von Edelleuten, und jedesmal, wenn er spazieren gehen wollte, ward eine Glocke geläutet, worauf dieser ganze altmodische Hofstaat sich aufstellen und ihm die Honneurs erweisen mußte."

Er starb endlich auf seinem Schlosse Villebon, einunddreißig Jahre nach Heinrichs IV. Tode.

Noch im Jahre 1634 hatte ihn Ludwig XIII. zum Marschall von Frankreich erhoben.

Das Gut Rosny ward — ich glaube im Jahre 1817 oder 1818 — vom Herzog von Berry für zwei Millionen Francs gekauft.

Der Herzog stand gleich darauf mit Herrn von Girardin wegen dem Kaufe der Herrschaft Ermenonville in Unterhandlung.

„Für wie viel willst Du mir Ermenonville verkaufen?“ frug der Prinz diesen während einer Jagd zu Compiegne.

„Für zwei Millionen, Monseigneur.“

„Wie, zwei Millionen? Das ist ja fürchterlich viel!“

„Keineswegs; haben Ew. Hoheit nicht dieselbe Summe für Rosny gezahlt?“

„Das wohl,“ versetzte der Herzog von Berry, „aber rechnest Du den Schatten Sully's für Nichts?“

X.

Wir haben Heinrich IV. im Streite mit Mademoiselle d'Entragues verlassen, im Augenblicke, da diese sein Heirathsproject mit Maria von Medicis erfuhr.

Sie war um so wüthender, als in dem Eheversprechen, wie man sich erinnern wird, gesagt war, daß der König sie in dem Falle heirathen würde, wenn sie binnen Jahresfrist mit einem Kinde männlichen Geschlechts nieder käme.

Mademoiselle d'Entragues war aber in der That guter Hoffnung.

Es handelte sich also jetzt nur noch darum, ob sie einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen würde.

Der Hof war in Moulins und Mademoiselle d'Entragues in Paris.

Sie bot Alles auf, daß der König nach Paris kommen und ihrer Niederkunft beiwohnen möge; allein die

Vorsehung hatte beschlossen, Heinrich IV. auch von dieser Verlegenheit zu befreien.

Bei einem furchtbaren Gewitter schlug der Blitz in das Zimmer ein, in welchem Mademoiselle d'Entragues lag, fuhr unter ihrem Bette weg, zwar ohne zu zünden, noch sie zu verletzen, verursachte ihr aber einen so großen Schreck, daß sie mit einem todten Kinde niederkam.

Der König eilte auf die Nachricht sogleich herbei und bewieß der Kranken außerordentliche Sorgfalt; er konnte es um so leichteren Herzens, da nun alle Sorge von ihm genommen war.

Die schöne Henriette versuchte es zwar, ihm allerhand Vorwürfe über seine Verrätherei und Treulosigkeit zu machen; da sie aber sah, daß eine zu große Halsstarrigkeit ihrerseits ihren königlichen Geliebten nur ermüden würde und keine Hoffnung mehr sei, ihn als Gemahl zu angeln, so suchte sie sich wenigstens den Liebhaber zu erhalten. Von der höchsten Anmaßung zur größten Unterwürfigkeit übergehend, begnügte sie sich am Ende mit dem Titel einer königlichen Maitresse und Marquise von Verneuil.

Was Heinrich IV. vielleicht mehr noch als Sully's diplomatisches Verfahren zum Entschlusse seiner Vermählung mit Maria von Medicis gebracht hatte, das war abermals Eifersucht auf Bellegarde. Wie man früher behauptet hatte, Bellegarde sei der wirkliche Herzensgeliebte der schönen Gabriele d'Estrées gewesen, so behauptete man jetzt, daß Mademoiselle d'Entragues nichts weniger als die Grausame gegen ihn gespielt habe.

Nur einige Worte über diesen Nebenbuhler Heinrichs IV.,

den dieser überall auf seinem Wege, oder richtiger, auf dem Wege zum Schlafzimmer seiner Maitressen fand.

Roger de Saint-Lary, Herzog von Bellegarde, Groß-Stallmeister von Frankreich, war um das Jahr 1567 geboren, demnach zu der Zeit, von der wir jetzt sprechen, das heißt 1599, etwa zweiunddreißig Jahre alt.

Racan versichert von ihm, man habe ihm dreierlei vorgeworfen, aber mit Unrecht: erstens Feigherzigkeit, zweitens Galanterie, drittens Freigebigkeit.

Er war einer der schönsten Männer am Hofe, und man beschuldigte ihn, zu einer Zeit, wo Schönheit ein großes Mittel gewesen sei, um bei Hofe sein Glück zu machen, sich dieses Mittels auf eine keineswegs löbliche Weise bedient zu haben. Er war ein großer Liebling Heinrichs III., und allerhand häßliche Gerüchte waren in dieser Beziehung über ihn in Umlauf gewesen.

Er hatte eine sehr schöne Stimme und sang gut; seine Unterhaltung war leicht und angenehm und er trug sich stets mit höchster Eleganz.

„Leider aber — bemerkt Tallemant de Reaux — gewöhnte er sich mit dem fünfunddreißigsten Jahre das Tabakschnupfen an, und trieb es bald so leidenschaftlich, daß seine häufig tropfende Nase seiner Eleganz und Sauberkeit wesentlichen Eintrag that.“

Mit den Jahren nahm auch dieser Uebelstand zu.

Ludwig XIII., der Saint-Simon zum Herzog ernannte, nur weil er nicht in sein Waldhorn geiferte, haßte Bellegardes tropfende Nase tödtlich, getraute sich aber gleichwohl nicht, ihm Etwas darüber zu sagen, weil er ihn, als einen

Freund des hochseligen Königs, seines Vaters, ungemein hochschätzte.

„Marschall,“ sagte der König eines Tages zu Bassompierre, „übernehmen Sie es doch, Bellegarde beizubringen, daß seine tropfende Nase mir höchst unangenehm ist.“

„Meiner Treu, Sire!“ antwortete Bassompierre, „ich möchte Ew. Majestät fast bitten, jemand Anderen als mich mit diesem kitzlichen Auftrage zu beehren.“

„So sagen Sie mir ein anderes Mittel, meinen Zweck zu erreichen.“

„Nichts leichter, als das, Sire. Das nächste Mal, wo Herr von Bellegarde bei Ew. Majestät Lever zugegen sein wird, brauchen Sie nur scherzend zu befehlen, daß alle Anwesenden sich schneutzen.“

Ludwig XIII. ermangelte nicht, diesen guten Rath zu befolgen.

Aber Bellegarde, der bereits erfahren hatte, von welcher Seite ihm dieser kleine Seitenhieb versetzt ward, antwortete ganz ruhig:

„Sire, es ist leider wahr, daß ich mir diese Untugend des Schnupfens angewöhnt habe, die Ew. Majestät mir anjetzt vorwerfen; allein ich tröstete mich damit, daß sie immer noch nicht so unangenehm für Andere ist, wie die Füße des Herrn von Bassompierre.“

Dies Wort hätte beinahe einen Zweikampf zwischen Bassompierre und Bellegarde herbeigeführt; zum Glück legte sich aber der König ins Mittel, und so unterblieb der Zweikampf.

Was jenen anderen Vorwurf betrifft, den man Belle-

garde machte, keinen Muth zu besitzen, so war er gänzlich unbegründet, und der Herzog von Angoulème, Bastard von Frankreich, — ein Sohn Karls IX. und der Marie Touchet, von dem wir sogleich ein Weiteres zu erzählen haben werden, — läßt ihm in dieser Hinsicht in seinen Memoiren volle Gerechtigkeit widerfahren.

„Unter denen — schreibt er — welche bei der Belage„rung von Arques die größten Beweise ihrer Tapferkeit „ablegten, muß besonders auch der Herr von Bellegarde „genannt werden, der Großstallmeister, dessen Muth zu„gleich mit solcher Bescheidenheit und so angenehmer Laune „in der Unterhaltung verbunden war, daß keiner der ande„ren Edelleute ihn weder an Ruhe auf dem Schlachtfelde, „noch an Liebenswürdigkeit bei Hofe übertraf. Eines Ta„ges sah er einen mit Federn geschmückten Reiter aus dem „feindlichen Lager vorsprengen, der ein Paar Kugeln zur „Ehre der Damen zu wechseln wünschte, und da Bellegarde „der Liebling aller Damen war, so meinte er ganz natür„lich, daß er besonders berechtigt sei, die Ausforderung „anzunehmen. Sofort sprengte er auf seinem Klepper Fre„gouze dem Fremden mit einer Kühnheit und Gewandheit „entgegen, die diesen verleitete, sein Pistol aus etwas zu „großer Distanz auf Herrn von Bellegarde abzufeuern; „dieser aber nahm sich Zeit, ritt näher heran und zer„schmetterte seinem Gegner den Arm, der schleunigst sein „Pferd wendete und sein Heil in einem raschen Rückzuge „hinter die erste Escadron seiner Partei suchte, die er traf."

Er konnte es sich nicht abgewöhnen, allen Geliebten und selbst den Gemahlinnen der Könige die Cour zu machen.

Nachdem er der Liebhaber der Herzogin von Beaufort und Henriettens d'Entragues gewesen war, nachdem er wenigstens für den Maria's von Medicis gegolten, machte er auch noch Anna von Oesterreich die Cour, obschon er zu der Zeit bereits fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre alt war.

Eine seiner Eigenheiten war, bei jeder Gelegenheit auszurufen:

„Ich bin todt!" —

„Was würden Sie mit einem Manne anfangen, der es wagen würde, Ihnen von Liebe zu sprechen?" frug er einst die Gemahlin Ludwigs XIII.

„Ich würde ihn umbringen," antwortete die strenge Spanierin.

„Ich bin todt!" rief Bellegarde.

Und dabei sank er um, als ob er in der That schon todt wäre.

Es waren also, wie wir gesagt haben, Heinrich IV. gewisse Gerüchte über ein vertrautes Verhältniß zwischen diesem Edelmanne und Henriette d'Entragues hinterbracht worden.

Mademoiselle d'Entragues, welche diese Gerüchte um eine Krone gebracht, die sie schon sicher zu haben gewähnt hatte, schrieb das Scheitern ihrer Pläne der geckenhaften Indiscretion Bellegardes zu. Sie wendete sich also an Claude von Lothringen — den man den Prinzen von Joinville nannte, und von dem man ebenfalls behauptete, daß er sehr gut mit ihr stehe, — damit er sie von Bellegarde befreien möge.

Der Prinz, dem letzterer schon längst als Nebenbuhler

verhaßt war, ergriff die Gelegenheit mit Freuden. Er lauerte Bellegarde vor Zamets Hause, ohnweit dem Arsenale, wo der König den Abend schlief, auf, und griff ihn an. In Folge dieses plötzlichen Ueberfall's ward Bellegarde verwundet; aber seine Leute, die ihm in einiger Entfernung folgten, eilten herbei, trieben den Prinzen in die Flucht, setzten ihm nach und würden ihn getödtet haben, wenn diesem nicht wiederum der Marquis de Rambouillet, aus dem Hause d'Angenne, zu Hilfe gekommen wäre, der bei diesem kleinen Scharmützel gefährlich verwundet ward.

Der König erfuhr die Geschichte und gerieth in heftigen Zorn gegen den Prinzen von Joinville, weil er ganz richtig daraus schloß, daß dieser jetzt der begünstigte Liebhaber Henriettens d'Entragues sein müsse, und es bedurfte der inständigen Bitten der Mutter des Prinzen und der Herzogin von Guise, um ihn wieder zu besänftigen.

Indeß, alle diese kleinen Plänkeleien traten in den Hintergrund vor den großen Staatsangelegenheiten, die eben im vollen Gange waren.

Und welche waren das?

Es waren dies erstens der Krieg mit Karl Emmanuel, Herzog von Savoyen, und zweitens die Verschwörung Birons.

Beide gehören der Geschichte an, und wir werden sie nur in Betreff einiger Privatzüge hier erwähnen.

Man befand sich im Kriege mit Karl Emmanuel, und Heinrich IV. hatte den Befehl über sein Heer gegen denselben Charles von Gontaut, Herzog von Biron, mehr seinem Freund, als seinem Diener, anvertraut.

Biron war etwa ein Jahr älter, als Bellegarde, von mittler Gestalt, hatte ein dunkles, sehr markirtes Gesicht und tiefliegende, finsterblickende Augen. Uebrigens war er tapfer und muthig bis zur Tollkühnheit.

Nach seiner Hinrichtung zählte man siebenundzwanzig Wunden an seinem Körper.

Biron schien auf einem Schlachtfelde geboren zu sein, so erfahren zeigte er sich — trotz seiner Jugend — in der Kriegführung.

Bei der Belagerung von Rouen, an der er vor beendetem vierzehnten Lebensjahre Theil nahm, sagte er beim Anblick einer starken Abtheilung der Belagerten, die vom Fouragiren zurückkam, zu seinem Vater:

„Mein Vater, geben Sie mir nur fünfzig Mann, und ich verpflichte mich, diese ganze Masse Feinde zu Paaren zu treiben; denn wie die sich beladen haben, können sie sich kaum vertheidigen."

„Das sehe ich so gut, wie Du," antwortete sein Vater; „aber das könnte wohl gar dem ganzen Kriege mit einem Streiche ein Ende machen, und zu was wären wir denn nütze, wenn es keinen Krieg mehr gäbe?"

Seine ersten Waffenthaten hatte er in den Armeen der Ligue vollbracht, und wir haben bereits früher gesehen, wie erzürnt Königin Margaretha war, daß er die Unschicklichkeit so weit getrieben hatte, seine Kanonenkugeln bis auf drei oder vier Fuß unter der Stelle zu senden, auf der sie stand.

Nach dem Tode Heinrichs III. söhnte er sich mit Heinrich IV. aus, verrichtete Wunder der Tapferkeit bei Arques,

Ivry, während der Belagerungen von Paris und Rouen, und in den Gefechten von Aumale und Fontaine-Française, bei welchem letzteren ihm Heinrich IV. selbst das Leben rettete.

Mit vollendetem vierzehnten Jahre ward er schon Obrist der Schweizer, mit zwanzig Jahren Generalmajor, und mit fünfundzwanzig Generallieutenant. Im Jahre 1592, nach dem Tode seines Vaters, verlieh ihm der König den Titel eines Admirals von Frankreich, und 1595 ernannte er ihn zum Gouverneur von Burgund.

Trotz aller dieser Belohnungen beklagte er sich unaufhörlich, daß diese Hundsf. . . . . von Prinzen zu nichts taugten, als ersäuft zu werden, und daß Heinrich IV. ohne ihn nur eine Dornenkrone auf dem Haupte haben würde. Er war noch gieriger auf Lobeserhebungen, als auf Geld und Gunstbezeugungen, und beschwerte sich, der König lobe sich stets nur selbst und habe ihm noch kein gutes Wort über seinen bewiesenen Muth gesagt.

Ohne Zweifel hatte er folgende Stelle in jenem Briefe vergessen, den er selbst im Namen und Auftrage Heinrichs IV. der Königin Elisabeth von England überbrachte:

„Ich sende Ihnen hier das schärfste Werkzeug meiner Siege.“

Nebstdem war der Herzog von Biron aber auch gelehrt, ja sogar gelehrter, als man es in jener Zeit bei einem Kriegsmanne für schicklich hielt, so daß er sich seiner Gelehrsamkeit fast eben so sehr schämte, als er auf seinen Feldherrnruhm stolz war.

Einstmals, als Heinrich IV. in Fesnes war, wollte

er die Uebersetzung eines griechischen Verses haben, der sich an der Mauer der Galerie fand. Diejenigen, an die der König diese Frage richtete, waren Rentmeister und andere Civilbeamte, die nicht Griechisch verstanden und sich daher stellten, als hätten sie dieselbe nicht gehört.

Biron, der die Frage gehört hatte, sagte:

„Sire, ich werde Ihnen den Vers übersetzen.“

Und sobald er es gethan, lief er eiligst davon, als schäme er sich mehr zu wissen, als jene Herren der Gelehrsamkeit.

Wenn er übrigens das Geld liebte, so war es nur, um es wieder weggeben zu können, denn er war eben so prachtliebend, wie mitleidig. Sein Intendant Serran drang schon lange in ihn, seinen Hausstand zu vermindern und legte ihm eines Tages ein Verzeichniß derjenigen Diener vor, die nur ein entbehrlicher Luxus waren. Der Marschall nahm die Liste und las sie aufmerksam durch.

„Ich gebe zu,“ sagte er dann, „daß ich alle diese Leute entbehren kann; das Wichtigste ist aber nun zu wissen, ob diese Leute auch meiner entbehren können.“

Und trotz aller Vorstellungen Serrans war er nicht dahin zu bewegen, auch nur Einen zu entlassen.

Und dennoch ward dieser Mann an seinem König zum Verräther.

Trotz allem, was Heinrich IV. für ihn gethan, schloß er einen heimlichen Vertrag mit Karl Emmanuel und dem Könige von Spanien.

Der Zweck dieser Verschwörung war folgender:

Heinrich hatte noch keine legitimen Kinder. Starb er

ohne solche, so ward der König von Spanien König von Frankreich, der Herzog von Savoyen erhielt die Provence und die Dauphiné, Biron heirathete eine seiner Töchter und erhielt eine französische Provinz als unabhängiges Fürstenthum.

Ein Edelmann aus Birons Gefolge entdeckte das ganze Complott und legte dem Könige alle Beweise vor.

Heinrich IV. vereitelte den ganzen Plan, indem er sich selbst an die Spitze der Truppen stellte, und den Herzog von Savoyen und die Spanier vollständig schlug.

Biron ward, wie gesagt, später der Prozeß gemacht.

Während dem ging Bellegarde mit einem glänzenden Gefolge von vierzig Edelleuten nach Italien ab, um Maria von Medicis im Namen seines Königs durch Procuration zu heirathen, und langte gegen Ende September in Florenz an.

Merkwürdig ist es, daß Heinrich IV. gerade diesen seinen gefürchteten Nebenbuhler wählte, um bei solcher Gelegenheit seine Stelle zu vertreten.

Am 5. Oktober 1600 fand die Feierlichkeit statt, am 13. Oktober nahm Maria von Medicis von ihrer Familie Abschied, und am 17. schiffte sie sich mit einem zahlreichen Gefolge in Livorno auf sechzehn Galeeren ein.

Die Ueberfahrt war gefährlich und der Wind ungünstig; man brauchte zehn Tage, um nur von Genua nach Marseille zu kommen.

Malesherbes war so artig diese Verzögerung auf Rechnung einer Liebe zu schreiben, die Neptun für die schöne Braut gefaßt hatte:

Dix jours ne pouvant le distaire
Au plaisir de la regarder,
Il a, par un effort contraire,
Essayé de la retarder.

(Zehn Tage genügten ihm noch nicht zu dem Vergnügen, sie anzusehen, darum versuchte er Gegenanstrengungen, um sie zurückzuhalten.)

Rubens hat diese Ueberfahrt durch ein schönes Bild verherrlicht, auf welchem Neptun abgebildet ist, der den trägen Lauf des Schiffes durch eine Schaar Nereiden noch mehr aufhalten läßt.

Endlich, am 3. November, langte die Flotille in Marseille an.

Nichts konnte an Pracht der Galeere gleich kommen, auf welcher Maria von Medicis in Frankreich landete; sie war siebenzig Schritte lang und hatte an jeder Seite siebenundzwanzig Ruderer; das ganze Innere war vergoldet; das Hintertheil hatte eine Marqueterie von indischem Rohr, Granatbaum, Ebenholz, Perlmutter, Elfenbein und Lapisstein; zwanzig große Eisenreifen, mit Topasen, Smaragden, anderen Edelsteinen und einer großen Masse Perlen bedeckt, kreuzten sich über demselben. Auf dem Armstuhle der Königin prangte das Wappen Frankreichs, dessen Lilien aus Diamanten bestanden. Daneben war das Wappen der Medicäer, aus fünf großen Rubinen und einem Saphir gebildet. Die Vorhänge und Draperien waren von Goldstoff mit Franzen, und die Wände des Zimmers eben so ausgeschlagen.

Beim Landen ward sie vom Connetable von Frank-

reich empfangen; vier Consuln von Marseille überreichten ihr die Schlüssel der Stadt, und sie ward unter einem Thronhimmel von Silberstoff nach dem Palaste geleitet.

Sie war in eine azurblaue, reich mit Gold durchwirkte Robe nach italienischem Schnitt gekleidet; das Haar trug sie natürlich, ohne Goldpuder, und Hals und Busen offen.

An den Thoren von Avignon begrüßte sie der Assessor Suarns mit einer Rede, die er knieend abhielt, und die drei schönsten Mädchen der Stadt, als Grazien gekleidet, überreichten ihr die Schlüssel.

Der Erzbischof empfing sie in der Kirche, wo er sie und ihre Nachkommenschaft segnete.

Das Consulat von Avignon hatte ihr eine Wohnung im großen Palast einrichten lassen und brachte ihr fünfzig Stück goldene Medaillen dar, mit ihrem und des Königs Bildniß auf dem Avers, und der Stadt Avignon auf dem Revers.

Sonnabend, den 2. December, langte sie endlich in Lyon an, und hielt ihren Einzug in die von Fackeln erleuchtete Stadt durch die Porte-Dauphine, über welcher folgende Inschrift prangte:

Pour une princesse si belle,
Je pourrais paraître autrement;
Mais j'ai gardé mon ornement
Pour le dauphin qui naitra d'elle.

(Für eine so schöne Prinzessin könnte ich noch anders erscheinen, aber ich habe meinen Schmuck für den Dauphin aufbewahrt, den sie gebären wird.)

Acht Tage verweilte Maria von Medicis in Lyon, um den König zu erwarten. Heinrich, der mit Post von Savoyen reiste, ward durch die schlechten Wege so lange aufgehalten. Endlich langte er gegen elf Uhr Abends an; aber er mußte lange am Ende der Brücke von Lyon warten, bis man ihm die Barriere aufschloß, weil er durchaus keine Kunde von seiner Ankunft hatte geben wollen.

Maria von Medicis soupirte eben, nach einem Ball, den ihr die Stadt gegeben hatte.

Heinrich IV. mischte sich unerkannt unter die Zuschauermenge, um sie zu sehen und fand sie sehr schön; kaum aber war sie in ihre Wohnung zurückgekehrt, als auch der König dort erschien und sich ihr zu erkennen gab.

Maria von Medicis machte ihm eine tiefe Verbeugung und wollte sich sogar, der Etiquette zufolge, vor dem König auf ein Knie niederlassen, um ihm die Hand zu küssen, allein Heinrich kam ihr rasch zuvor; er umarmte und küßte sie, und zwar mit jener liebenswürdigen Galanterie, in der er ein so großer Meister war.

Dann, nachdem er ihr einen kurzen Bericht über alle die Hindernisse abgestattet, die ihn unterwegs aufgehalten, so wie ein Wort über den Erfolg seiner Waffen gegen den Herzog von Savoyen, zog auch er sich zurück, um zu Nacht zu speisen; allein schon nach einer Viertelstunde kehrte er in das Zimmer der Prinzessin zurück und hielt in derselben Nacht noch das Beilager mit ihr.

Der Hof mußte noch in Lyon bleiben, um die Angelegenheiten mit Savoyen vollends zu ordnen und den Frie-

den abzuschließen; endlich nach sechs Wochen war Alles zu Stande gebracht.

Als die Königin, Anfangs März 1601, in Paris ankam, war sie bereits mit dem Dauphin, Ludwig XIII., in guter Hoffnung. Sie stieg zuvörderst bei Herrn von Gondy, ihrem ersten Ehrencavalier ab, verweilte dann einige Tage in Zamets Hause — später das Hotel Lesdiguieres neben der Bastille, — in welchem die arme Gabriele einen so plötzlichen Tod gefunden hatte, und bezog erst von da aus ihre eigenen Apartements im Louvre.

Mit Beginn des Sommers führte der König seine Gemahlin nach Saint-Germain, wo er eben das neue Schloß bauen ließ; dann ging er nach Orleans, um sein Jubiläum zu feiern, und zu gleicher Zeit den Grundstein zur Kirche des heiligen Kreuzes zu legen.

Wie man sich denken kann, hatte Maria von Medicis die Marquise von Verneuil, vormalige Mademoiselle d'Entragues, bei ihrer Ankunft ziemlich kalt empfangen; sie ward ihr auf Befehl des Königs und unter dem Schutze der alten Herzogin von Nemours vorgestellt.

Indeß, eine späterhin zu einer traurigen Berühmtheit gelangte Person nahm es auf sich, die Frau Heinrichs IV. mit dessen Maitresse auszusöhnen. Es war dies Eleonora Galigaï, welche die Königin mit aus Florenz gebracht hatte und die sie gern zu ihrer Ehrendame ernannt haben wollte, was aber der König, trotz aller Bitten der Königin, hartnäckig verweigerte.

Als Eleonora Galigaï sah, daß von dieser Seite Nichts für sie zu hoffen sei, wendete sie sich an die Mar-

quise von Verneuil und versprach dieser, wenn sie ihr den Gegenstand ihres Ehrgeizes, nämlich die Stelle einer Ehrendame verschaffe, sie aus Dankbarkeit nicht nur mit der Königin auszusöhnen, sondern ihr auch einen so großen Credit bei ihr zu verschaffen, als sie nur wünschen könne.

Der Vertrag ward auf diese Bedingungen hin geschlossen, und von beiden Theilen ehrlich und gewissenhaft erfüllt.

Eleonora Galigaï ward zur Gesellschaftsdame der Königin ernannt, und die Marquise von Verneuil von dieser fortan äußerst huldvoll aufgenommen.

Heinrich IV. benutzte diesen Sonnenblick Maria's von Medicis gegen die Marquise von Verneuil, um dieser letzteren eine Wohnung im Louvre zu verschaffen.

Uebrigens war sowohl die Königin wie die Maitresse guter Hoffnung.

Dieses eigenthümliche Zusammentreffen rief allerdings neue Eifersüchteleien von Seiten der Königin hervor; aber die Marquise wußte diese durch neue Gefälligkeiten gegen Maria von Medicis zu beseitigen. Eleonora Galigaï beabsichtigte, sich mit Concini, nachherigem Marschall d'Ancre, zu vermählen; allein der König haßte diese beiden Italiener und verweigerte seine Zustimmung. Die Marquise von Verneuil bot sich als Vermittlerin an, und nach wenigen Wochen ward diese Vermählung, zur großen Befriedigung der Königin, vollzogen.

Am 27. September 1601 ward die Königin von einem Dauphin, Ludwig XIII., entbunden. Er kam neun

Monate und achtzehn Tage nach dem königlichen Beilager zur Welt.

Etienne Bernard, Statthalter des Amtsbezirks von Châlons, verfaßte auf diese Geburt folgendes Distichon, welches das Jahr, den Wochentag, das Zeichen des Zodiakus, den Monat und die Stunde der Geburt Ludwigs XIII. enthält:

LVCe IoVIs prIMa qVa soL sVb LanCe refVLget
nata saLUs regno est IVstItIaeqVe CapVt.

Die Zahlenbuchstaben des Distichons ergeben das Jahr 1601. Der erste Vers sagt, daß der Dauphin an einem Donnerstage des Monats September das Licht der Welt erblickte, der zweite, daß er unter dem Zeichen der Waage geboren ward, „aus welcher Ursache — fügt der Geschichtsschreiber höchst naiv hinzu, — er der Gerechte genannt ward."

Was die Marquise von Verneuil betrifft, so kam diese, natürlich ohne allen öffentlichen Lärm, gegen Ende des Monats Oktober mit einem Knaben nieder, der in der Taufe die Namen Gaston Heinrich erhielt, nachmals Bischof von Metz und Herzog von Verneuil ward.

Die Erhebung der Königin aus ihrem Wochenbette gab Veranlassung zu glänzenden Festen aller Art; das Hauptstück dieser Festlichkeiten aber war ein Ballet — ob dasselbe, über welches Sully um seinen guten Rath befragt ward, läßt sich nicht bestimmen. Die Königin wählte zur Ausführung dieses Ballets die fünfzehn schönsten Damen des

Hofes. Daß die Marquise von Verneuil darunter war, versteht sich von selbst.

Der Erzbischof Berthauld verfaßte ein sehr pomphaftes Gedicht zu diesem Ballet, in welchem den Zuschauern verkündet ward, daß die Königin sammt den fünfzehn Damen die sechszehn Tugenden vorstellten — welche davon durch die Marquise von Verneuil repräsentirt ward, können wir dem Leser leider nicht berichten. Apollo, mit der Leyer im Arm, gefolgt von den neun Musen, bildete das Entrée und sang eine Menge Verse ab, deren Schlußrefrain lautete:

Il faut que tout vous rende hommage,
Grand roi, miracle de notre âge!“

(Alles muß Dir huldigen, großer König, das Wunder unseres Zeitalters.)

Acht Ehrenfräuleins der Königin tanzten das zweite Entrée des Ballets; im dritten endlich erschien die Königin selbst mit ihrem Gefolge, in vier Quadrillen eingetheilt. Die Diamanten und anderen Edelsteine, mit denen die Damen dieser Quadrillen besäet waren, verbreiteten einen so wundervollen Glanz, wie man in der Art noch niemals gesehen.

Der König selbst war wie geblendet von diesem Anblick und sprach, sich zum päpstlichen Nuntius wendend:

„Monseigneur, haben Sie jemals eine schönere Escadron gesehen?"

„Belissimo!“ antwortete der Prälat, „e pericolosissimo!“

(Außerordentlich schön, und außerordentlich gefährlich!)

Leider sollte diese schöne Harmonie zwischen dem Könige, seiner Gemahlin, und seiner Maitresse nicht von langer Dauer sein.

Frau von Villars, Gabrielens Schwester, auf welche Heinrich IV. schon zu Lebzeiten der Herzogin von Beaufort dann und wann ein wohlgefälliges Auge geworfen, erblickte in der Marquise von Verneuil nur eine verhaßte Nebenbuhlerin und brütete fortwährend über einem möglichen Plan, sich an ihr zu rächen.

Sie berieth sich mit der Königin, die trotz aller scheinbaren Freundschaft doch einen ächt florentinischen Haß gegen die Marquise hegte. Natürlich erschien es ihr daher sehr willkommen, sich diesen Racheplänen beizugesellen.

Wie aber sollten sie ausgeführt werden?

Das Mittel fand sich nicht schwer.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Marquise von Verneuil neben Heinrich IV. auch den Prinzen von Joinville mit ihrer Gunst beglückt hatte; er besaß eine Menge Briefe von ihr, die ihre Vertraulichkeit klar bewiesen; aus Besorgniß jedoch, sein Glück beim Könige zu verscherzen, hatte er mit ihr gebrochen und ein Verhältniß mit Frau von Villars angeknüpft.

Diese wußte es so schlau anzufangen, daß sie ihm endlich sämmtliche Briefe der Marquise von Verneuil ablockte. In mehreren derselben war besonders die Königin arg mitgenommen, unter dem Titel der dicken Wechselerin; bekanntlich war dieser Nichts empfindlicher, als an den Kaufmannsstand erinnert zu werden, aus dem ihr Haus abstammte. Der König selbst war eben so wenig in

diesen Briefen geschont, der Prinz von Joinville dagegen mit den zärtlichsten Liebesworten überhäuft.

Man überbrachte die Briefe der Königin.

Ihr erstes Wort war:

„Der König muß sie sehen!"

Das war es aber eben, was Frau von Villars wünschte, und es ward entschieden, daß diese selbst sie dem Könige zeigen sollte.

Dieser Beschluß ward ohne Zuziehung der Eleonora Galigaï gefaßt; die schlaue Italienerin würde das Gewagte eines solchen Schrittes sofort durchschaut und sich demselben widersetzt haben.

Frau von Villars erbat sich eine geheime Audienz beim Könige.

Heinrich IV. gewährte sie ihr.

Frau von Villars fing mit tausend Betheuerungen ihrer unwandelbaren Treue und Ergebenheit an, welche sie allein nöthigten, einen dem Könige widerfahrenen Schimpf nicht zu verheimlichen; sie würde sich selbst als eine Verbrecherin ansehen müssen, wenn sie es stillschweigend duldete, daß man den größten aller Könige, den besten aller Herren und den edelsten aller Männer auf dieser Welt in so schmählicher Weise betrüge und verrathe.

Hierauf steckte Frau von Villars dem Könige ihr kleines Briefpacketchen zu.

Heinrich IV. las die Briefe und gerieth in eine eifersüchtige Wuth.

Er dankte Frau von Villars auf das Verbindlichste und brach, in seiner Ungeduld, sich zu rächen, die Unter=

haltung damit ab. Sobald Frau von Villars sich entfernt, ließ er den Grafen du Lude, seinen Vertrauten, rufen, trug diesem auf, sogleich zur Marquise von Verneuil zu gehen und ihr in seinem Namen zu sagen: sie sei die treuloseste, die boshafteste aller Frauen, mit einem Worte, ein Ungeheuer, das er nie in seinem Leben wiedersehen wolle.

Die Marquise hörte diese grimmige Botschaft mit lächelnden Lippen an und sprach dann ruhig und ehrerbietig:

„Sagen Sie dem Könige, meinem Herrn, daß ich, auf das Bewußtsein gestützt, nie Etwas gethan zu haben, was Se. Majestät beleidigen könne, nicht errathe, was ihn zu einem so schonungslosen Benehmen gegen mich getrieben habe. Ich bin keinen Augenblick in Zweifel, daß man ihn mit Unwahrheiten berichtet hat, und überlasse es daher in aller Ruhe der Wahrheit, mich zu rechtfertigen. Früher oder später muß sie doch an's Tageslicht kommen."

Da sie indeß weit davon entfernt war, sich Nichts vorwerfen zu können, so zog sie sich, nachdem der königliche Abgesandte weggegangen, höchst bestürzt in ihr Cabinet zurück.

Sogleich ließ sie den Prinzen von Joinville, Mademoiselle de Guise und den Herzog von Bellegarde zu sich berufen.

Nach vielem Leugnen mußte der Prinz von Joinville endlich eingestehen, der Frau von Villars die Briefe übergeben zu haben.

Jetzt wußte man doch wenigstens, von welcher Seite der Streich kam.

Freilich handelte es sich nun nicht mehr darum, diesen abzuwenden, sondern man mußte nur darauf denken, ihn zu entkräften.

Man hielt Rath.

Nach langer Ueberlegung ward beschlossen, die ganze Last dem Secretair des Herzogs von Guise auf die Schultern zu wälzen, einem intriguanten Menschen, dessen große Fertigkeit in der Nachahmung fremder Handschriften bekannt war. Das Spiel war allerdings ein wenig plump, allein Eines kam den Verbündeten dabei zu statten: daß nämlich Heinrich IV. selbst Nichts sehnlicher wünschte, als betrogen zu werden.

Der Secretair ward in Kenntniß gesetzt und gegen die Zusicherung einer guten Jahresrente dahin vermocht, nur gerade so viel zu leugnen, als nöthig sei, um überführt zu werden. Hierauf schrieb die Marquise selbst an den König und bat demüthig um die Erlaubniß, sich rechtfertigen zu dürfen.

Eine Stunde darauf war der König bei ihr.

Das Resulrat ihrer Rechtfertigung war ein Geschenk von sechstausend Livres Renten und die Bestrafung der Schuldigen.

Frau von Villars ward vom Hofe verbannt und zerfiel darüber natürlich mit dem Prinzen von Joinville, der nach Ungarn in den Krieg geschickt wurde. Der arme Secretair mußte in's Gefängniß wandern.

Eines war wenigstens durch diese ganze Geschichte gewonnen: die vorgebliche Freundschaft der Königin für die Marquise war verschwunden, der Haß lag offen zu Tage,

die beiden Nebenbuhlerinnen standen sich einander im offenen Kampfe gegenüber.

Der König, seinerseits, war bei der Sache nur so weit getäuscht, als er selbst getäuscht sein wollte; er wußte recht gut, was er von der Unschuld der Marquise zu halten hatte. Zu seinem eigenen Unglück fand er sie nur, trotz aller Undankbarkeit, trotz aller Verrätherei, trotz aller Untreue, jeden Tag reizender und bezaubernder, als am Tage vorher.

Nur um sich Waffen gegen sie zu schmieden, fing er nun an, sich in eine Menge Damen nach einander oder auch zugleich, wie es sich eben fügte, zu verlieben, als da waren: Frau von Sourdis, spätere Gräfin d'Estanges; Mademoiselle de Beuil, bekannt unter dem Namen einer Gräfin von Moret, die später Herrn von Chauvallon heirathete; dann knüpfte er wieder mit Mademoiselle de Guise an, und versuchte auch, obwohl vergeblich, sein Glück bei der Herzogin von Montpensier und der Herzogin von Nemours.

Natürlich erfuhr die Marquise von Verneuil alle diese Streiche ihres flatterhaften Liebhabers und ward dadurch zum Nachdenken gebracht; sie begriff, daß es bei einem Character und Temperamente, wie das des Königs, nur eines launischen Zufalls bedürfe, um ihn auf immer zu verlieren.

Da verfiel sie auf eine höchst seltsame Verschwörung, die, so seltsam sie auch war, dennoch eine gewisse Consistenz annahm.

Es bestand diese in nichts Geringerem, als die Vermählung des Königs mit Maria von Medicis in Folge des

in ihren Händen befindlichen Eheversprechens für ungültig erklären, sich als die wirkliche und rechtmäßige Gemahlin und ihre Kinder als die ächten und legitimen Erben der Krone anerkennen zu lassen. Der Plan war ein vollständig unsinniger, allein der Graf von Auvergne, ein Sohn Karls IX. und der Marie Touchet, und demzufolge ein Bruder der Marquise von Verneuil, sowie Philipp III., König von Spanien, fanden ihn keineswegs so unsinnig.

Der Graf von Entragues, Vater der Marquise, ein alter Edelmann von dreiundsiebenzig Jahren, und zwei Engländer, der eine Fortan, der andere Morgan mit Namen, traten gleichfalls der Verschwörung bei.

Sagen wir zuvörderst einige Worte über diesen Grafen von Auvergne, später von Angoulême genannt.

„Hätte Herr von Angoulême — sagt Tallemant de Reaux — sein Gaunerwesen ablegen können, womit ihm die Natur ein schlimmes Geschenk gemacht hatte, er wäre einer der größten Männer seiner Zeit gewesen. Er war von angenehmen Aeußerem, muthig, geistreich, wußte sich zu benehmen, verstand das Kriegswesen — aber sein ganzes Leben lang hat er weiter Nichts gethan, als zu grivelliren, und nicht einmal um das Geld hinzulegen, sondern um es auf allerlei einfältige Art wieder zu verschwenden."

Grivelliren ist ein altes französisches, jetzt nicht mehr gebräuchliches Wort, und nichts Anderes, als eine höfliche Umschreibung von stehlen.

Ja er hatte sogar eine Werkstätte, um falsche Münzen zu fabriciren, nicht daß er deren selbst fabricirt hätte —

dazu war er zu sehr ein vornehmer Herr — aber er ließ sie Anderen machen.

„Wieviel gewinnen Sie jährlich bei Ihrer Falschmünzerei?“ frug ihn Heinrich IV. eines Tages.

„Meiner Treu, Sire!“ antwortete er, „das weiß ich selbst nicht genau zu sagen; ich weiß nur, daß ich in meinem Schlosse in Grobois eine Stube an Merlin vermiethet habe, und daß er mir viertausend Thaler jährliche Miethe dafür zahlt.“

Für die damalige Zeit ein ganz leidlicher Miethertrag.

Zum Unglück dauerte nur die Sache nicht länger, als ein oder zwei Jahre. Heinrich IV. gab Befehl, Merlin zu verhaften. Aber der Graf von Auvergne bekam zeitig Wind davon und ließ ihn entschlüpfen.

Eines Tages frug er Herrn von Chevreuse:

„Wieviel geben Sie Ihrem Secretair Gehalt?“

„Hundert Thaler.“

„Das ist blutwenig; der meinige hat zweihundert — allerdings muß ich sagen, daß ich ihn nicht bezahle.“

Wenn seine Dienstleute ihren Gehalt forderten, antwortete er achselzuckend:

„Das ist Eure Sache, Euch bezahlt zu machen. Vier Straßen stoßen auf das Hotel Angoulême; eine ganz vortreffliche Lage — benutzt sie, wenn Ihr Geld haben wollt.“

Dieses Hotel Angoulême lag in der Straße Pavérau Marais und ist unter dem späteren Namen Hotel Lamoignon bekannt.

Als der Cardinal Richelieu ihm das Commando eines Armeecorps übertrug, sagte er zu ihm:

„Der König vertraut Ihnen ein Armeecorps an, mein Herr; allein er erwartet, daß Sie sich des — — enthalten werden.“ Und dabei machte der Cardinal die Handbewegung des Kribsens.

Ein jeder Anderer würde über solche Anspielung in Zorn gerathen sein; Angoulême aber zuckte nur lächelnd die Achseln und sprach:

„Schon gut, mein Herr, man wird thun, was möglich ist, um Se. Majestät zufrieden zu stellen.“

Noch im siebzigsten Jahre, als ein zusammengekrümmtes, ganz von der Gicht verkrüppeltes Männchen, heirathete er ein Mädchen von zwanzig Jahren, eine Mademoiselle de Narbonne, die ihn fünfundsechszig Jahre überlebte.

Demzufolge konnte man noch im Jahre 1715, dem Todesjahre Ludwigs XIV., eine Herzogin von Angoulême, wirkliche Schwiegertochter Karls IX. sehen, der 1574, also einhunderteinundvierzig Jahre vorher, gestorben war.

„Seit den ersten Jahrhunderten der Weltgeschichte,“ sagt Boursault in seinen Memoiren, „wo die Lebensdauer der Menschen noch eine so große war, hat es wohl keine Schwiegertochter mehr gegeben, die ihren Schwiegervater so lange überlebt hätte.“

XI.

Kehren wir wieder zur Verschwörung der Marquise von Verneuil zurück.

Sie ward entdeckt.

Der Graf von Entragues ward nach der Palast-Conciergerie gebracht, der Graf von Auvergne in die Bastille, und Frau von Verneuil erhielt Hausarrest.

Einen Augenblick glaubte man allgemein, es würde ein Hochverrathsprozeß auf Leben und Tod in der Art werden, wie es der Birons gewesen war; allein die Marquise schien diese Befürchtung nicht zu theilen und blieb ganz ruhig.

„Und wenn auch," sagte sie; „der Tod hat Nichts, was mich erschrecken könnte; im Gegentheil, ich wünsche ihn. Wenn der König mich hinrichten ließe, so würde man sagen: der König hat seine erste Frau umbringen lassen,

um desto ungestörter mit der zweiten leben zu können, denn ich war Königin vor dieser Italienerin. Ich habe übrigens nur drei Dinge von ihm zu erbitten: die Begnadigung meines alten Vaters, — einen Strick für meinen Bruder, — und Gerechtigkeit für mich."

Als ein ächter Galgenvogel hatte der Graf von Auvergne, als er sich gefangen sah, Alles ohne Umstände bekannt.

Er war in Aigueperse verhaftet worden.

Als Nernstan, der ihn verhaftete, seinen Degen forderte: sprach er:

„Da nimm ihn; Du machst damit keinen sonderlichen Fang, denn bis jetzt habe ich mich seiner nur zur Schweinejagd bedient."

Als er nach Paris gebracht ward, um verurtheilt zu werden, war er so guter Laune, als ob es zu irgend einer Lustpartie ginge; auf der ganzen Reise unterhielt er seine Begleiter mit der Erzählung seiner verliebten Abenteuer und der drolligsten Jugendstreiche. Er war zu der Zeit noch nicht ganz einunddreißig Jahre alt.

Noch in der Nacht vor seiner Verhaftung, wo er bereits wußte, daß das Complott entdeckt war und was ihm bevorstand, schlief er sehr sanft und ruhig, und sprach, als er geweckt ward:

„Parbleu! lieber Freund, Sie hätten mich auch einen Tag früher verhaften können, das würde mir einige Unruhe erspart haben."

Als La Chevallerie, Sully's Lieutenant, der mit unter seinen Begleitern war, ihn so heiter und vergnügt wie

gewöhnlich, ja sogar singen und tanzen sah, konnte er sich nicht enthalten ihm zu sagen:

„Mein Herr, es handelt sich hier nicht darum, in einem Ballet zu figuriren, sondern um viel ernstere Dinge."

Es war so gut, als ob La Chevallerie gar Nichts gesagt hätte..

Als er in der Bastille gefangen saß, erhielt er einst eine Botschaft seiner ersten Frau, Charlotte, der ältesten Tochter Heinrichs von Montmorency; nachdem diese vergeblich beim Könige um die Erlaubniß gebeten hatte, zu ihrem Manne gelassen zu werden, ließ sie ihn fragen, ob er irgend etwas wünsche, das sie für ihn thun könne.

„Sie soll sich um Nichts kümmern," ließ er ihr zurück sagen; „das Einzige, um was er sie bäte, wäre, daß sie ihm guten Käse und Senf schicken möge, denn dies Beides sei hier herzlich schlecht."

Das Urtheil ward den 1. Februar 1605 gesprochen. Sowohl der Graf von Auvergne als Herr von Entragues wurden zum Tode verurtheilt. In Betreff der Marquise waren die Untersuchungen noch nicht geschlossen.

Bei dieser Gelegenheit war es, wo der Bruder Erzengel, jener Bastard Margaretha's, der Mönch und Beichtvater der Marquise von Verneuil geworden war, eine wichtige Rolle als guter Rathgeber spielte.

Acht Tage nach Verkündigung des Urtheils, ward die gegen den Grafen von Auvergne ausgesprochene Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß verwandelt; die Marquise erhielt einen Begnadigungsbrief und die Freiheit, sich nach ihrer Besitzung Verneuil zurückzuziehen; ihr Vater ward —

um uns eines modernen Ausdrucks zu bedienen — in sein Haus in Malesherbes internirt.

Der Graf von Auvergne verblieb zwölf Jahre in der Bastille.

Drei Monate nach Beendigung dieses Prozesses lebte Heinrich IV. wieder so vertraut mit der Marquise von Verneuil, als ob gar Nichts vorgefallen wäre — nur suchte er es sorgfältiger vor seiner Gemahlin zu verbergen.

Wie begreiflich, konnte dies jedoch nicht lange dauern, ohne daß es der ganze Hof erfuhr.

Der König schlief in einem Bette mit der Königin und konnte daher keine Nacht außerhalb zubringen, ohne daß diese es bemerkte.

Sie ließ ihrem Gemahle nachspüren und erfuhr, wohin er ging.

Man kann sich denken, wie sehr das den Ingrimm Maria's von Medicis gegen die Marquise steigerte, und ihr Verhältniß zu Heinrich IV. ward von da an ein immer mehr verbittertes.

Als der König und die Königin sich im Jahre 1606 in Begleitung des Herzogs von Montpensier und der Prinzessin von Conti von Paris nach Saint-Germain-en-Laye begaben, wären Beide beinahe ums Leben gekommen.

Man mußte auf einer Fähre über den Fluß setzen, die Pferde wurden scheu, stießen zurück und der Wagen fiel ins Wasser. Die Königin schwebte in größter Gefahr zu ertrinken.

Nach der Rückkehr besuchte der König wie gewöhnlich die Marquise.

„Ach!“ rief sie, als Heinrich ihr den Vorfall erzählte, „wenn ich doch dabei gewesen wäre!“

„Nun, mein Liebchen,“ sagte der König, „wenn Sie dabei gewesen wären, was wäre da geschehen?“

„Ich würde mich zu Tode geängstigt haben, bis ich Sie in Sicherheit gesehen hätte!“

„Und dann?“

„Wie so, dann?“

„Ja, was wäre dann geschehen?“

„Meiner Treu! ich gestehe Ihnen, ich würde von ganzem Herzen gerufen haben: Die Königin trinkt!“*)

Heinrich konnte sich in seiner gascognischen Plauderhaftigkeit nicht enthalten, das Scherzwort gegen Andere zu wiederholen, und so erfuhr es denn natürlich auch die Königin, die es keineswegs so drollig fand wie ihr Gemahl.

Wenn wirklich ein Verhältniß zwischen Maria von Medicis und Herrn von Bassompierre stattgefunden hat, so muß es um diese Zeit begonnen haben.

Man wird zugeben, daß dies sehr erklärlich und verzeihlich war, denn, wie wir gesehen, war Heinrich ein höchst ungetreuer Gatte, und Bassompierre, wie man sogleich sehen wird, ein höchst liebenswürdiger Mann.

---

*) Bekanntlich eine französische Sitte am Dreikönigsfeste, wo ein Kuchen, in welchem eine Bohne ist, unter die Tischgesellschaft vertheilt wird; Derjenige oder Diejenige, welche das Stück mit der Bohne treffen, werden König oder Königin, und so oft sie trinken, ruft die ganze Tischgesellschaft: Der König trinkt! — oder die Königin trinkt! —

Zu der Zeit, von der wir sprechen, das heißt um das Jahr 1606, war Bassompierre erst siebenundzwanzig Jahre alt und ohne Widerrede der schönste Cavalier am Hofe.

Er war den 12. April 1579 aus einem sehr guten Hause geboren, und führte seinen Namen nach einer Besitzung seiner Familie, die zwischen Frankreich und Luxemburg mitten inne lag. Diese Besitzung hatte zwei Namen, einen deutschen und einen französischen. Auf deutsch hieß sie Belstein, auf französisch Bassompierre.

Es gab in dieser Familie, von mütterlicher Seite her, eine seltsame Legende:

Ein Herr von Orgevilliers, der mit einer Gräfin Kinspein vermählt war, hatte von dieser drei Töchter; eines Tages, als er von der Jagd heimgekehrt war und irgend ein Geräth suchte, das er gebrauchte, kam er zufällig auch in ein, über dem großen Schloßthor gelegenes Gemach, das lange Zeit nicht geöffnet worden war, und fand daselbst, zu seiner höchsten Verwunderung, ein außerordentlich schönes Weib auf einem kunstvoll aus Eichenholz geschnitzten Ruhebette liegend.

Es war dies an einem Montage.

Dieses Weib war eine Fee.

Während ganzer fünfzehn Jahre verbrachte der Graf von Orgevilliers regelmäßig jede Nacht vom Montag zum Dienstag in diesem Gemache, ohne daß man die wirkliche Ursache erfuhr. Er richtete sich stets so ein, entweder am Montag sehr spät von der Jagd heimzukehren, oder am

Dienstag sehr früh zur Jagd aufzubrechen, und gab vor, die Gräfin nicht im Schlafe stören zu wollen.

Endlich und endlich ward die Gräfin über diese regelmäßige Abwesenheit ihres Gemahls doch unruhig und sie erkundigte sich, wo derselbe die Nacht vom Montag zum Dienstag gewöhnlich zubringe. Man zeigte ihr das kleine Mansardzimmer, das ganz leer und unverdächtig war; sie aber traute der Sache nicht und ließ sich heimlich einen Nachschlüssel dazu machen.

Wiederum an einem Montage stand sie um Mitternacht auf, schlich sich mit Hilfe ihres Nachschlüssels in das verdächtige Zimmer — und fand ihren Gemahl in den Armen der schönen Fee.

Beide schliefen sanft und fest.

Da nahm sie ihre Schleierhaube ab, breitete sie über die Füße der Schlafenden und schlich sich so leise wieder fort, wie sie gekommen war.

Als die Fee am anderen Morgen erwachte und an der Schleierhaube sah, daß sie entdeckt sei, da erklärte sie dem Grafen, daß sie ihn fortan weder hier noch anderwärts jemals wiedersehen dürfe, und nachdem sie bitterlich geweint, sagte sie ihm: ihr Schicksal nöthige sie, viele hundert Meilen von hier fortzuziehen; als ein Zeichen ihrer Liebe wolle sie ihm aber als Hochzeitsgeschenke seiner drei Töchter drei Gaben zurücklassen, einen Becher, einen Ring und einen Löffel; jeder dieser Gegenstände sei ein kostbarer Talisman, der der Familie, in welche seine Töchter heiratheten, Glück bringen würde; sollte aber einer oder der andere dieser Ta-

lismane jemals geraubt werden, so würde derselbe dem Besitzer statt Glück nur Unglück bringen.

Hierauf nahm die schöne Fee zärtlich Abschied vom Grafen und ward niemals von diesem wieder gesehen.

Die drei Töchter heiratheten: die älteste einen Edelmann aus dem Hause Croy; die zweite einen Edelmann aus dem Hause Salm; und die jüngste einen Edelmann aus dem Hause Belstein, oder Bassompierre.

Croy erhielt den Becher, Salm den Ring, und Bassompierre den Löffel.

Drei Abteien verblieben jedesmal als Pfänder der drei Gaben, so lange die Kinder der betreffenden Häuser minderjährig waren: Nivelles für Croy, Remiencourt für Salm, und Epinal für Bassompierre.

Eines Tages, als die Marquise von Havré, aus dem Hause Croy, den Becher einer vertrauten Freundin zeigte, ließ sie ihn aus Versehen zu Boden fallen und der Becher brach in Stücken.

Sie hob die Scherben sorgfältig auf, that sie wieder in das Futteral und sprach:

„Kann ich den Becher auch nicht mehr ganz haben, so will ich doch wenigstens die Stücken davon aufbewahren."

Als sie am anderen Morgen das Futteral öffnete, war der Becher wieder ganz und unversehrt, wie er es zuvor gewesen war.

Man erinnert sich, daß die Fee gesagt hatte:

„Sollte einer dieser Talismane geraubt werden, so wird er dem Besitzer Unglück statt Glück bringen."

Ein Herr von Pange ließ sich jedoch durch diese Drohung nicht abhalten, dem Prinzen von Salm, eines Abends, wo dieser in Folge eines Trinkgelages fest eingeschlafen war, den Ring zu stehlen.

Und siehe da, die Prophezeihung der Fee ging in Erfüllung.

Herr von Pange besaß vier prachtvolle Güter und außerdem noch vierzigtausend Thaler baare Einkünfte; er war Oberintendant der Finanzen des Herzogs von Lothringen. Aber von dem Augenblicke an, wo er den Ring gestohlen, schlug ihm Alles zum Unglück aus: Als ihn sein Herr nach Spanien schickte, um wegen der Vermählung desselben mit einer Tochter König Philipps zu unterhandeln, scheiterte die Unterhandlung. Als er von seiner langwierigen Reise zurückkehrte, fand er seine Frau schwanger von einem Jesuiten, und endlich wurden seine drei Töchter, die verheirathet waren und bis dahin in glücklicher Ehe gelebt hatten, alle drei von ihren Männern verlassen.

Der Vater des Marschalls von Bassompierre, das heißt unseres Helden, war ein eifriger Anhänger der Ligue. Der Herzog von Guise behandelte ihn nicht nur als einen Waffengefährten, sondern nannte ihn stets nur seinen Herzensfreund. Er war ein Mann von vielem Geist und Verstand, was ihn jedoch nicht davor schützte, sich eine Krankheit zu holen, wie jene war, an der Franz I. starb.

Der Sohn war, wie gesagt, ein schöner Junge und von so vornehmer Haltung, daß man von ihm sagte, er spiele bei Hofe die Rolle des Belacceuil im Roman von der Rose.

Alles was schön, elegant, und zumal galant war, oder sich sonst durch feine Manieren auszeichnete, ward ein Bassompierre genannt, ja eine sehr schöne und berühmte Courtisane jener Zeit verlangte sogar, daß man sie die Bassompierre nenne.

Ein junger Mensch in den Savoyer Gebirgen, der sich seinen Unterhalt mit Sänftentragen verdient, hieß allgemein der Bassompierre, weil er bei Gelegenheit eines nur dreitägigen Aufenthaltes in Genf den zwei schönsten Mädchen von Genf die Köpfe verdreht und ein Liebesverhältniß mit ihnen angeknüpft hatte, das für die armen Dinger sehr üble Folgen hinterließ, das heißt, sie brachten zwei niedliche Pseudo-Bassompierres zur Welt.

Eines Tages, wo er selbst auf einem Schiffe die Loire hinabfuhr und sich in galanter Absicht der Cabine näherte, in welcher eine schöne Dame ruhte, hörte er plötzlich den Schiffsherrn rufen:

„Wende das Steuer, Bassompierre!"

Der Marschall meinte, er sei entdeckt und man rathe ihm laut, sich mit seiner Galanterie anderswohin zu wenden; er zog sich in Folge dessen ganz betreten zurück.

Am anderen Tage erst erfuhr er, daß diese Worte dem jungen Steuermanne gegolten, dem man diesen Beinamen gegeben hatte, weil er weit und breit auf der ganzen Loire als der schmuckeste Schiffer berühmt war.

Man kann sich denken, daß diese populäre Huldigung die Eitelkeit des schönen Marschalls mehr kitzelte, als alle Schmeicheleien seiner Standesgenossen.

Und dieser Ruf seiner Galanterie war ein so festbegründeter, daß er sich sogar auf seine Dienstleute erstreckte.

Einer seiner Lakaien hatte die Gräfin de la Suze über den Hof des Louvre gehen sehen, ohne daß Jemand ihr die Schleppe nachtrug, in die sich ihre Füße ein wenig verwickelten. Augenblicklich sprang der Mensch herzu, hob höchst ehrerbietig die Schleppe auf und sagte:

„Es soll nicht gesagt werden, daß ein Lakai des Herrn von Bassompierre eine Dame in Verlegenheit gesehen habe, ohne ihr beizustehen."

Am anderen Tage erzählte die Gräfin dem Marschall selbst diese Anekdote, worauf dieser sogleich seinen Lakai zum Range eines Kammerdieners erhob.

Nebstdem war er ungemein großmüthig und freigebig.

Eines Abends spielte er im Louvre Karten mit dem Könige, der im Gegensatze zu ihm eben sehr filzig und betrügerisch im Spiele war. Plötzlich bemerkte Bassompierre unter den ganzen Pistolen auf dem Spieltische mehrere halbe und stutzte.

„Nun," frug Heinrich IV., „was hast Du denn?"

„Parbleu, Sire!" sagte Bassompierre, „das sind ja halbe Pistolen."

„Wer hat sie denn ins Spiel gebracht?"

„Sie selbst, Sire."

„Ich?"

„Ja, Sie, Sire."

„Nein, Du warst es, Bassompierre."

„Ich soll es gewesen sein?"

„Ja, ich schwöre es!"

„Sehr wohl,“ sagt Bassompierre ganz ruhig, legt ganze Pistolen statt der halben auf, nimmt die letzteren weg, öffnet das Fenster, wirft sie den im Hofe spielenden Pagen zu, und kehrt eben so ruhig wieder an seinen Platz zurück.

Die Königin, welche ohnweit davon saß, hatte den ganzen Vorgang mit ihren Blicken verfolgt.

„Hoho!“ rief sie, „der König spielt Bassompierre, und Bassompierre spielt den König!“

„Ich glaube,“ sagte der König, „es würde Ihnen nicht ganz unlieb sein, wenn er es wirklich thäte!“

„Warum das?“

„Ventre-saint-gris! weil Sie dann einen jüngeren und schöneren Mann hätten, als ich bin.“

Obgleich man Bassompierre niemals vorwerfen konnte, daß er falsch spiele, hatte er doch fabelhaftes Glück im Spiele. Er gewann jedes Jahr allein vom Herzog von Guise wenigstens fünfzigtausend Thaler. Die Prinzessin bot ihm eine lebenslängliche Rente von zehntausend Thalern an, wenn er sich verpflichten wolle, nicht mehr gegen ihren Gemahl zu pointiren.

Bassompierre dachte einige Augenblicke nach.

„Bei meiner Treue!“ rief er dann, „nein! ich würde bei dem Handel zu sehr verlieren.“

Mehrmals gebrauchte ihn Heinrich IV. zu Gesandtschaften, bei denen er mit Glanz repräsentirt sein wollte. Einstmals, nach der Rückkehr von einer solchen Gesandtschaft nach Spanien, erzählte er dem König, daß er seinen

Einzug in Madrid auf dem schönsten Maulthiere gehalten, was er noch je gesehen.

„Oho!" rief Heinrich, das muß ja ein wundervolles Schauspiel gewesen sein, einen Esel auf einem Maulthiere zu sehen!"

„Spaß bei Seite, Sire!" antwortete Bassompierre mit tiefer Verbeugung, „ich hatte ja die Ehre Ew. Majestät zu repräsentiren."

Bassompierre war, wie gesagt, ungemein prachtliebend, und nahm unter anderm die Capitainerie von Monceaux nur deshalb an, um den Hof dort glänzend bewirthen zu können.

Maria von Medicis sagte einmal scherzend zu ihm:

„Sie werden viele hübsche Mädchen dahin führen, Bassompierre."

„Ich wette, Madame," antwortete er, „daß Sie noch viel mehr hinführen werden."

„Ei, ei! wer Sie so hört, Bassompierre, sollte meinen, alle Frauenzimmer wären leichtfertige Fliegen."

„Es giebt deren wenige, die es nicht sind," sprach der Marschall, der gern das letzte Wort hatte.

„Nun, und ich?"

„O — was Sie betrifft, Madame," sagte Bassompierre, sich galant verneigend, „Sie sind die Königin."

Nicht zufrieden mit der Schloßhauptmannschaft von Monceaux, kaufte er auch noch die von Chaillot. Die Königin-Mutter — wir sprechen hier von einer späteren Zeit, der Ludwigs XIII., — die sich bei jeder Veranlassung an Bassompierre zu reiben suchte, obgleich er ihr jeden Hieb

mit Zinsen zurückzahlte, neckte ihn bei Gelegenheit eines Besuches daselbst über diese Erwerbung.

„Ich begreife nicht, Bassompierre,“ sagte sie, „was Ihnen an diesem Neste gefallen kann; das ist ja ein Haus wie eine Flasche.“

„Was wollen Sie, Madame? ich habe nun einmal deutsches Blut.“

„Man ist in Chaillot nicht einmal eigentlich auf dem Lande; das ist wie eine Vorstadt von Paris.“

„Ganz recht, Madame; ich liebe Paris so, daß ich mich nicht davon trennen kann.“

„Es ist höchstens gut, um verliebte Weiber hinzuführen.“

„Das werde ich gewiß thun,“ sprach Bassompierre ehrfurchtsvoll.

Maria von Medicis war wie Bassompierre; sie liebte Paris ganz außerordentlich, und eben so sehr Saint-Germain.

„Ich liebe Paris und Saint-Germain so sehr,“ pflegte sie zuweilen zu sagen, „daß ich immer einen Fuß in Paris und den andern in Saint-Germain haben möchte.“

„Und ich,“ sagte Bassompierre, in die Höhe blickend, als ob er etwas an der Zimmerdecke suchte, „ich möchte am liebsten in Nanterre sein.“

Er war der Liebhaber, ja viele wollen sogar behaupten, der heimliche Gemahl der Prinzessin von Conti.

Der Herzog von Vendôme sagte eines Tages zu ihm:

„Sie werden — bei der und der Gelegenheit — die Partei des Herzogs von Guise nehmen?“

„Warum das?"

„Weil Sie der Liebhaber seiner Schwester sind."

„Parbleu!" antwortete Bassompierre, „ich bin der Liebhaber Ihrer sämmtlichen Tanten gewesen, und bin deshalb doch nichts weniger als Ihr Freund!"

Er war auch der Liebhaber der jüngeren Mademoiselle d'Entragues, Schwester der Marquise von Verneuil gewesen, und zwar gerade zu einer Zeit, als auch Heinrich IV. sich um die Gunst der Schwester seiner Maitresse bewarb. Testu, der Ritter von der Schaarwache, war bei dieser Gelegenheit der Liebesbote Heinrichs IV.

Einmal, wo Bassompierre eben bei Mademoiselle d'Entragues war, ließ sich Testu bei ihr melden, um im Auftrage des Königs mit ihr zu sprechen; sie versteckte Bassompierre hinter eine schwere Gardine. Testu suchte sie vor der Eifersucht Heinrichs IV. auf Bassompierre zu warnen, wodurch sie sich am Ende den königlichen Liebhaber verscherzen würde.

„Bassompierre!" rief sie; „ei ja doch! aus dem mache ich mir gerade so viel, als hier daraus!"

Und damit führte sie mit einer Reitgerte, die sie spielend in der Hand hielt, einen Schlag nach der Stelle der Gardine, hinter welcher Bassompierre stak.

Eines Tages machte der Pater Coton, Beichtvater Heinrichs IV., diesem Vorwürfe, daß er seine Leidenschaften nicht mehr zu beherrschen wisse.

„Ach, Pater Coton!" rief der König, „ich möchte wohl sehen, was Sie machen würden, wenn man Sie mit Mademoiselle d'Entragues in dasselbe Bett legte?"

„Ich weiß wohl, was ich dann thun müßte, Sire," antwortete der Jesuit, „aber ich weiß nicht, was ich thun würde."

„Parbleu!" rief Bassompierre, der dazu kam, „Sie würden Ihre Schuldigkeit als Mann, aber nicht als Pater Coton thun!"

Bassompierre hatte diesen guten Rath selbst so treulich befolgt, daß Mademoiselle d'Entragues mit einem kleinen Sohn darnieder kam, den man lange Zeit den Abbé Bassompierre nannte, und der später Abbé de Xaintes hieß. Sie versuchte es auf allen Wegen, Bassompierre zur legitimen Verheirathung mit ihr zu bewegen, wie es ihre Schwester, die Marquise von Verneuil mit Heinrich IV. versucht hatte, allein mit eben so schlechtem Erfolge.

Einmal, als man bei der Königin darüber sprach, belustigte sich der Staatsrath Beautru, — derselbe, der später eines der ersten Mitglieder der französischen Academie ward, obgleich er niemals etwas geschrieben, — Bassompierre hinter dem Rücken Hörner zu machen.

„Was machen Sie denn da?" frug die Königin.

„Achten Sie nicht darauf, Madame," sagte Bassompierre, der es in einem Spiegel gesehen hatte, „Beautru zeigt der Welt seinen Schmuck."

Es kam zu einem Prozesse, den Mademoiselle d'Entragues verlor.

Man erinnert sich jenes Ballets, in welchem der päpstliche Nuntius dem König seine Meinung über dessen gefährliche (pericolosissimo) Escadron aussprach. Auch Bassompierre tanzte einen Pas in demselben.

Im Augenblick als er sich dazu ankleidete, meldete man ihm plötzlich, daß seine Mutter gestorben sei.

„Sie irren sich," antwortete er, „sie wird erst nach dem Ballet sterben."

Mit einem so acommodanten Herzen, das das Ende des Ballets abwarten konnte, um den Tod seiner Mutter zu betrauern, und einem so gefälligen Magen, daß Bassompierre noch einen Monat vor seinem Tode sagte, er wisse eigentlich noch gar nicht, wo sein Magen sitze, besaß er Alles was er bedurfte, um gut zu leben und gut zu sterben.

„Auch hatte er einen sehr schönen Tod — sagt der Chronist, — nachdem er ein eben so schönes Leben geführt hatte."

Er befand sich auf dem Rückwege nach Paris, als er auf der Durchreise in Provins, des Nachts, schlafend verschied, und zwar so sanft und ruhig, daß man ihn noch in derselben Lage fand, in der er gewöhnlich zu schlafen pflegte: eine Hand unter dem Kopfe, und die Knie ein wenig herangezogen.

XII.

Allmälich begannen aber alle diese Händel und Streitigkeiten, die Heinrich IV. fortwährend mit der Marquise von Verneuil zu bestehen hatte, ihn gegen diese abzukühlen, und es bedurfte nur noch einer geringen Veranlassung, um diese mit so vielen Verdrießlichkeiten verknüpfte Liebe vollends aus seinem Herzen zu verscheuchen.

Diese Veranlassung fand sich nur zu bald.

Im Monat Februar 1609 hatte die Königin wiederum ein Ballet veranstaltet, in welchem die schönsten Damen des ganzen Hofes mitwirken sollten.

Unter diesen befand sich auch Charlotte Margarethe von Montmorency, ein reizendes Kind von noch nicht fünfzehn Jahren.

Sie war die Tochter des Connetable von Montmorency und Enkelin jenes berühmten Anne von Montmorency, der in der Schlacht von Saint-Quentin gefangen und in der Schlacht von Saint-Denis getödtet ward.

Der Vater Charlottens von Montmorency war nur durch seine außerordentliche Reitkunst berühmt; er legte ein kleines Geldstück auf die Querstange seines Steigbügels, setzte seine Fußspitze darauf und tummelte sein Pferd eine Viertelstunde lang in allen möglichen Gangarten, Wendungen und Capriolen, ohne daß das Geldstück herabfiel.

Seine Lebensweise war eine ziemlich leichtfertige, und man erzählte sich sogar allerhand seltsame Dinge über ihn in Beziehung auf seine eigenen Töchter.

Schon mit dem vierzehnten Jahre hatte die schöne Charlotte eine ganze Schaar von Bewerbern, theils um ihr Herz und ihre Hand, theils bloß um ihr Herz. Zu den ersteren gehörte der Marquis von Sourdis, zu den letzteren Bassompierre, Beide aber ohne Erfolg.

Als die Königin sie zum Mitwirken in jenem Ballet wählte, war eben wieder die Rede von einem ernstlichen Heirathsprojekt mit Bassompierre.

Dies Ballet war übrigens die Veranlassung vielfacher Streitigkeiten zwischen Heinrich IV. und Maria von Medicis.

Der König wollte durchaus, daß Jaqueline von Rueil, Gräfin von Moret, seine neueste Geliebte, dabei betheiligt sein solle; die Königin dagegen wollte es nicht und schlug statt ihrer die Gemahlin des Präsidenten von Verdeconne vor.

Endlich siegte die Königin: die Gräfin von Moret ward ausgeschlossen und Frau von Verdeconne erhielt ihre Stelle.

Die Balletproben hatten begonnen, und um nach dem

Probesaale zu gelangen, mußten die Tänzerinnen an dem Zimmer des Königs vorbei; der König aber war über seine Niederlage verdrießlich und schloß seine Thüre jedesmal zu, wenn die Damen vorüber gingen.

Eines Tages jedoch war die Thüre doch nicht so ganz zu, daß der König Mademoiselle de Montmorency nicht hätte vorbeigehen sehen. Statt sie vollends ganz zu schließen, machte er sie nunmehr ganz weit auf, um sie bei der Rückkunft noch besser sehen zu können.

Am anderen Tage that er noch mehr: er ging selbst auf die Balletprobe.

Die Damen waren als Nymphen costümirt und trugen vergoldete Wurfspieße in der Hand.

Im Augenblicke, als der König eintrat, bildeten die Damen eben eine Balletgruppe, bei welcher sie die Wurfspeere emporgeschwungen hielten, als ob sie sie entsenden sollten. Charlotte von Montmorency stand dem Könige gerade gegenüber, so daß es aussah, als wolle sie ihn mit dem Geschosse durchbohren.

Der König gestand später, sie habe bei dieser Pantomime so viele Grazie und Natürlichkeit entwickelt, daß es ihm in der That gewesen sei, als fühle er den Speer mitten in seinem Herzen und müsse sogleich umsinken.

Von diesem Tage an verschloß der König die Thüre seines Zimmers nicht wieder und ließ der Königin völlig freie Hand, zu thun, was ihr beliebe. Von der Gräfin Moret war nicht mehr die Rede.

Die Balletaufführung fand statt und war eine der

glänzendsten und bezauberndsten, die man noch bis dahin gesehen hatte.

Die Haupttänzerinnen waren zwölf Damen, wie wir aus folgender Strophe Malesherbes' ersehen:

C'étaient douze rares beautés,
Qui, de si dignes qualités,
Tirent un coeur à leur service,
Que leur souhaiter plus d'appas,
C'est vouloir avec injustice
Ce que les cieux ne veulent pas.

(Es waren zwölf seltene Schönheiten, die ein Herz zu ihrem Dienste zwingen, und von so würdigen Eigenschaften, daß ihnen noch mehr Reize wünschen, ungerechterweise mehr wollen hieße, als selbst der Himmel will.)

Charlotte von Montmorency hatte nicht nur die Blicke des Königs auf sich gezogen, sondern auch die Begeisterung des Dichters entflammt.

In einer pomphaften Ode, die mit den Worten beginnt:

Laissez-moi, raison importune!

(Weiche von mir, überlästige Vernunft!)

entwirft Malesherbes folgendes Bild ihrer Reize:

A quelle rose ne fait honte
De sont teint la vive fraîcheur?
Quelle neige a tant de blancheur,
Que sa gorge ne la surmonte?
Et quelle flamme luit aux cieux
Clair et nette comme ses yeux?

Soit que de ses douces merveilles
Sa parole enchoute les Sens;
Soit que sa voix, de ses accents,
Frappe les coeurs et les oreilles,
À qui ne fait-elle avouer,
Qu'on ne peut assez la louer?

(Welche Rose beschämt nicht die lebhafte Frische ihres Teints? Welcher Schnee ist so weiß, daß ihr Busen ihn nicht überträfe? Und welche Flamme leuchtet am Himmel so klar und rein, wie ihre Augen?

Sei es, daß die süßen Wunder ihrer Rede die Sinne bezaubern, sei es, daß der Ausdruck ihrer Stimme die Herzen und die Ohren zugleich trifft, wen zwingt sie nicht das Geständniß ab, daß man sie nicht genugsam preisen kann?)

Man wird leicht begreifen, daß ein so entzündbares Herz, wie das Heinrichs IV., eine solche Schönheit nicht sehen konnte, ohne sogleich in hellen Flammen aufzulodern; auch ward er in der That von einer fast wüthenden Leidenschaft für Charlotte von Montmorency ergriffen.

Indeß mußte er hier besonders vorsichtig sein und den Schein zu retten suchen.

Sie sollte mit Bassompierre, diesem ewigen und gefährlichsten Nebenbuhler Heinrichs IV., vermählt werden, und man wollte behaupten, es sei von beiden Seiten eine Inclinationsheirath. Was Bassompierre betraf, so war dies wohl kaum zu bezweifeln, wenigstens sagte er selbst es ganz laut.

Der König wollte darüber mit der schönen Charlotte von Montmorency selbst in's Klare kommen.

Er richtete es so ein, daß er mit ihr bei Madame d'Angoulême, seiner Tante, der legitimirten Tochter Heinrichs II., zusammentraf, und brachte das Gespräch auf das Gerücht ihrer Vermählung mit Bassompierre.

„Mademoiselle," frug der König die schöne Charlotte, „sagt diese Heirath Ihrem Herzen zu?"

„Sire," antwortete sie, „ich werde stets beflissen sein, meinem Vater zu gehorchen, und auf diesen Gehorsam beschränkt sich mein ganzer Ehrgeiz."

Der König deutete sich diese Antwort so, daß Charlotte mit dieser Heirath zufrieden und einverstanden sei.

Heinrich IV. begriff sofort, daß ein Liebhaber, wie er, einem Gemahle, wie Bassompierre, gegenüber, im Nachtheil stehen müsse.

Er ließ Bassompierre zu sich rufen.

Dieser kam, mit strahlendem Antlitze, wie ein glücklicher Liebhaber, die Nase hoch emporgereckt, eine Faust auf der Hüfte und an seinem Schnurrbarte drehend:

„Bassompierre," hob der König an, „ich habe Dich rufen lassen, um eine ernste Angelegenheit mit Dir zu verhandeln. Setze Dich zu mir, mein Freund."

Der König war so überaus huldvoll, daß Bassompierre, wie er später gestand, bange zu werden anfing.

Indeß, er setzte sich und erklärte, daß er zu des Königs Befehl sei.

„Höre, Bassompierre," fuhr Heinrich fort, „ich habe bereits daran gedacht, Dir eine noch glänzendere Stellung am Hofe zu sichern."

„Und wie so, Sire?"

„Ich beabsichtige, Dich mit Mademoiselle d'Aumale zu verheirathen."

„Was Tausend, Sire!" rief Bassompierre; „soll ich denn zwei Frauen auf einmal heirathen?"

„Wie, zwei Frauen?"

„Ja wohl. Haben Ew. Majestät denn vergessen, daß ich der glückliche Bräutigam der schönen Charlotte von Montmorency bin?"

„Ach!" seufzte der König tief auf, „das ist es ja eben, woran ich erkennen will, ob Du in Wahrheit mein Freund bist! — Ich bin nicht allein verliebt — nein! ich bin von einer wahnsinnigen Leidenschaft für dieses schöne Mädchen befallen. Wenn Du sie heirathest und sie Dich liebt, so werde ich Dich hassen. Besser also, einer solchen Ursache unseres Zerwürfnisses zuvorkommen, denn was ich für Dich empfinde, ist wirkliche, aufrichtige Freundschaft."

Und als er sah, daß Bassompierre eine ungeduldige Bewegung machte und im Begriffe stand, zu antworten, fuhr er schnell fort:

„Höre mich erst zu Ende! Ich bin entschlossen, Mademoiselle von Montmorency mit dem Prinzen von Condé zu verheirathen und so zu sagen in meine Familie aufzunehmen. Sie soll der Trost, die Erheiterung meines Alters werden, dem ich mich jetzt mit starken Schritten nähere. Ich werde meinem Neffen, dem die Jagd tausendmal lieber ist, als die schönsten Damen der Welt, jährlich hunderttausend Livres zulegen, um seine Zeit anderwärts angenehm zuzubringen, und verlange nichts Anderes von ihr, als eine kindliche Zuneigung."

Bassompierre war wie betäubt von dem Schlage; er mußte den Kopf abwenden, um seine Aufregung zu verbergen; indeß, er war ein zu vollendeter Hofmann, um ihn nicht alsbald wieder zu erheben und dem Könige ein lächelndes Antlitz zu zeigen.

„Nun denn," sprach er, „was mich betrifft, so soll Nichts Ew. Majestät Wünschen im Wege stehen. Es soll nicht gesagt werden, daß ein Bassompierre sich den Wünschen seines königlichen Freundes widersetzt habe."

Heinrich IV. stieß einen Freudenschrei aus und fiel Bassompierre weinend um den Hals.

Wenige Tage darauf war die Sache geordnet und die bevorstehende Vermählung des Prinzen von Condé mit Mademoiselle von Montmorency bei Hofe declarirt.

Die Verlobung fand Anfang des Monats März 1609 statt.

Der Herr Prinz — wie man damals schon den Prinzen von Condé nannte, und wie seitdem stets der Aelteste dieses Hauses genannt worden ist — war eigentlich ein sehr armer Prinz, denn seine Güter trugen ihm kaum jährlich zehntausend Thaler ein; allein es war eine hohe Ehre, ihn zum Schwiegersohne zu haben und der künftige Schwiegervater war sehr reich.

Herr von Montmorency gab seiner Tochter eine Aussteuer von hunderttausend Thalern mit, der der König, wie er gesagt, noch eine Rente von hunderttausend Livres hinzufügte.

Die Vermählung ward mit glänzenden Festlichkeiten, wie eine königliche gefeiert. Es fanden Caroussels statt,

und troß seiner dreiundfünfzig oder vierundfünfzig Jahre ritt der König noch beim Ringstechen in einem parfümirten Kragen und Aermeln von chinesischem Atlas.

Bassompierre war aus Liebesgram wirklich krank geworden.

Die Heirath der schönen Charlotte machte den König noch viel toller verliebt, als er es jemals gewesen war. So unter anderm erlangte er durch unablässiges Bitten von ihr, daß sie einmal des Abends mit ganz aufgelöstem Haare zwischen zwei Fackeln auf dem Balcon erscheinen möge.

Als der König sie nun mit dem schönen, bis zur Erde herabwallendem Haare erblickte, wäre er vor Entzücken beinahe ohnmächtig geworden.

„Jesus, mein Heiland!" rief die Prinzessin, „der arme Mann ist verrückt geworden!"

Indeß, so verrückt auch eine solche Liebe sei, rührt sie das weibliche Herz doch immer ein wenig. Der König erlangte daher von ihr, daß sie sich von einem berühmten Maler, Namens Ferdinand, ganz insgeheim für ihn malen lasse. Bassompierre, der in dieser Sache den Unterhändler machte, weil er bei der Gelegenheit Etwas für sich zu erlangen hoffte, nahm das Portrait noch ganz naß mit — „so daß man es mit frischer Butter abreiben mußte, um es vor dem Verderben zu bewahren."

Uebrigens hatte Heinrich IV. seiner wahnsinnigen Leidenschaft so wenig Hehl, daß es dem Herrn Prinzen doch am Ende zu arg ward und er seine Gemahlin nach Muret, bei Soissons, brachte.

Der König ist außer sich; er forscht und erfährt, daß der Herr Prinz mit seiner Frau auf die Jagd gehen will, verkleidet sich, bindet einen falschen Bart vor und reist ab.

Allein der Herr Prinz erhält noch zu rechter Zeit Wind davon und ist so klug, nicht auf die Jagd zu gehen.

Einige Tage darauf wurden der Prinz und die Prinzessin von einem benachbarten Landedelmanne zum Mittagsmahle eingeladen und gingen hin.

Der Landedelmann war aber ein Verbündeter des Königs.

Schon unterwegs begegnete die Prinzessin Herrn von Beneux, dessen Schwägerin in dieser Gegend wohnte und die er besuchen zu wollen vorgab. Herr von Beneux reiste mit Post, von einem Postillone gefahren, der ein Pflaster über das halbe Gesicht hatte.

Der Postillon war der König.

Die Frau Prinzessin und ihre Schwiegermutter erkannten ihn augenblicklich.

Der Landedelmann hatte ein kleines Loch in der Tapete seines Speisesaales angebracht, hinter der der König versteckt war, gerade dem Platze der Frau Prinzessin gegenüber, so daß er die Schöne, um deren willen er alle diese tollen Streiche beging, nach Herzenslust beobachten konnte.

Der arme Heinrich IV. war nahe daran, vor Liebe wahnsinnig zu werden. Seine Eifersucht war ohne alle Grenzen; er ging geradenwegs zum Connetable von Montmorency und versprach diesem Himmel und Erde, wenn er seine Tochter dazu bewegen wollte, eine Einwilligung in ihre Scheidung zu unterschreiben.

Der Connetable ging zu seiner Tochter und erlangte auch wirklich das Gewünschte. Man redete dem armen Kinde ein, sie würde Königin von Frankreich werden.

Der Herr Prinz aber erfuhr, was gegen ihn gesponnen ward. Unter dem Vorwande, seine Frau nach Paris zurückbringen zu wollen, ließ er sie in einen achtspännigen Wagen steigen, fuhr aber statt nach Paris, nach Brüssel, ohne irgendwo Halt zu machen, im Wagen essend und schlafend.

Man war am 1. December abgereist und kam am 3. in Brüssel an.

Der König saß eben in seinem Cabinet am Spieltische, als ihm diese Nachricht von Delbène und dem Ritter von der Schaarwache zugleich hinterbracht ward.

Er stand augenblicklich vom Spieltische auf, ließ sogar sein Geld im Stiche und flüsterte Bassompierre in's Ohr:

„Mein Freund, ich bin verloren! Der Prinz entführt seine Frau; dieser Mensch ist im Stande, sie in einen Wald zu schleppen und zu ermorden, oder wenigstens entflieht er mit ihr außerhalb Frankreichs!"

Der König berief sofort einen außerordentlichen Staatsrath zusammen, um zu überlegen, was in dieser dringenden Lage zu thun sei.

Dieser Staatsrath bestand aus Bassompierre, dem Präsidenten Jeannin, Sully, Villeroi und dem Kanzler Bellièvre. Die Meinungen waren sehr getheilt: Bellièvre war dafür, der König solle ein Edict erlassen; Villeroi, man solle sich auf Depeschen und Unterhandlungen beschränken; ein Dritter, und zwar der Präsident Jeannin,

wollte gar aus der Sache einen Casus belli machen und eine Kriegserklärung an die Niederlande erlassen; der Vierte endlich rieth, die Sache auf sich beruhen zu lassen und zu schweigen, und das war Sully.

Als endlich auch Bassompierre um seine Meinung befragt ward, antwortete er:

„Sire, ein flüchtiger Unterthan wird bald von aller Welt verlassen, wenn man erst sieht, daß sein Souverain ihn gar nicht zu beachten scheint; wenn Sie aber erst Ihr Verlangen, den Herrn Prinzen wieder zu haben, merken lassen, so erlangt er eine Wichtigkeit in den Augen Ihrer Feinde, und sie werden sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu unterstützen, um Sie zu ärgern.“

Man beschloß demnach, zuerst den Weg der Unterhandlungen mit dem Erzherzoge zu versuchen; allein der spanische Gesandte und der Marchese Spinola wußten diese zu vereiteln.

Man bestach den Pagen des Prinzen, der kleine Toiras genannt, der später Marschall von Frankreich ward. Der Marquis von Coeuvres, französischer Gesandter in Brüssel, erhielt vom Könige unumschränkte Vollmacht, die Frau Prinzessin entführen und nach Frankreich zurückbringen zu lassen. Der 13. Februar 1610 war zum Tage der Ausführung dieses Planes bestimmt. Die Prinzessin, die niemals einige Zuneigung für ihren Gemahl gehegt, bot willig die Hand dazu.

Aber am Tage zuvor ward das ganze Complott entdeckt und mußte unterbleiben.

Der Prinz erhob ein lautes Geschrei, die spanischen

Minister klagten über Friedensbruch; allein alle Verhandlungen waren nur mündlich geführt worden, die Kläger hatten keine Beweise in Händen und der Marquis von Coeuvres leugnete Alles glatt ab.

„Das gewöhnliche Aushilfsmittel der Minister, die mit ihren Plänen scheitern," sagt höchst naiv der Chronist, dem wir diese Nachrichten verdanken.

Da der Herr Prinz sich in Brüssel so wenig sicher sah, zog er sich nach Mailand zurück; seine Frau ließ er unter der Obhut der Infantin Isabella, die sie wie eine Gefangene bewachen ließ.

Jetzt verlor Heinrich IV. völlig den Kopf. Er schrieb dem Prinzen und sicherte ihm seine Verzeihung zu, wenn er augenblicklich zurückkehre; verharre er aber in seiner Widersetzlichkeit, so solle ihn sein ganzer Zorn treffen und er würde ihm den Prozeß als Empörer und Majestätsverbrecher machen lassen.

Der Prinz schrieb zurück, betheuerte seine Unschuld, seine unverbrüchliche Treue und Ergebenheit, erklärte aber zugleich, daß er nicht nach Paris zurückkehren werde.

Als der König erfuhr, daß die Prinzessin in Brüssel geblieben sei, richtete er alle seine Batterien dorthin. Er schickte Herrn von Préau im Namen des Connetable und der Herzogin von Angoulême ab, mit dem Befehle, die Frau Prinzessin zurückzufordern; der Connetable und die Herzogin schrieben selbst, sie wünschten, die Frau Prinzessin käme nach Paris, um der Krönung der Königin beizuwohnen, die am 10. Mai stattfinden sollte, allein der spanische Hof verweigerte beharrlich deren Auslieferung.

Um diese Zeit beschloß Heinrich IV., Spanien und Oesterreich zugleich den Krieg zu erklären.

Er gebrauchte den Vorwand, den Churfürsten von Brandenburg gegen Kaiser Rudolph schützen zu wollen.

Diejenigen, welche Genaueres über den eigentlichen Zweck dieses Krieges zu wissen wünschen, werden darüber in Sully's Memoiren reichliche Auskunft finden.

Weltbekannt ist es dagegen, welch' ein furchtbares Ereigniß den Ausbruch dieses Krieges, der Europa vielleicht eine andere Gestalt gegeben hätte, verhütete: Am 14. Mai 1610, um vier Uhr Nachmittags, ward Heinrich IV. von Ravaillac ermordet.

Bevor wir aber zu den genauen Details dieser Gräuelthat gelangen, haben wir noch einige Züge von minderer Bedeutendheit mitzutheilen.

XIII.

Trotz seiner wahnsinnigen Leidenschaft für die schöne Charlotte von Montmorency, hatte Heinrich IV. doch zur selben Zeit noch drei andere Maitressen: Charlotte des Essarts, Gräfin von Romorantin, die ihm zwei Töchter gebar, deren eine Aebtissin von Fontrevault, die andere von Chelles ward; Madame Quelen, die Frau eines Gerichtsrathes, und die berühmte Mademoiselle Paulet.

Angelika Paulet war um das Jahr 1592 geboren, und demnach beim Tode des Königs höchstens achtzehn Jahre alt.

Saumaise führt sie in seinem großen historischen Dictionnair unter dem Namen Parthenia auf.

Sie war die Tochter von Charles Paulet, Secretair der königlichen Kammer und Erfinder einer besonderen Steuer, die man nach ihm die Paulette nannte. Sie bestand in einer gewissen Summe, welche alle Justiz- und Finanzbeamten alljährlich entrichten mußten, um — im

Falle ihres Todes — ihren Familien das Recht zu bewahren, ihre Stellen an die Meistbietenden verkaufen zu dürfen.

Mademoiselle Paulet war sehr lebhaft und zierlich gebaut; ihr Gesichtchen war reizend, sie tanzte schön, spielte bewundernswerth die Laute und sang besser, als irgend eine Person ihrer Zeit.

Auf sie hatte man die Fabel von der Nachtigall gemacht, die aus Eifersucht über ihren Gesang gestorben sei.

„Nur hatte sie rothe Haare —"

Ich bitte zu beachten, daß ich es nicht bin, der dies beklagt, sondern mein Chronist, Tallemant de Réaux.

—„aber von so schönem Roth, daß man es mehr einen Vorzug, als einen Fehler nennen konnte."

Saumaise bricht sogar in folgende Apostrophe aus:

„Tröstet Euch, Ihr Frauen und Mädchen mit rothem Haar, denn Parthenia, welche Haare von dieser Farbe hatte, ist eine Schönheit, deren Beispiel klar beweist, daß sie eben so sehr im Stande sind, Liebe einzuflößen, wie die Blonden und Brünetten."

Der König sah sie zum ersten Male bei demselben verhängnißvollen Ballet, wo er auch Charlotte von Montmorency zum ersten Male sah. Die Paulet erschien als Najade auf einem Delphin sitzend, und erregte allgemeine Bewunderung durch ihre Schönheit.

Noch mehr steigerte sich das Entzücken, als sie ihre herrliche Stimme erschallen ließ.

Da es dem König nicht gelang, die schöne Tänzerin, Charlotte von Montmorency zu erobern, so hielt er sich an die schöne Sängerin Angelika Paulet.

Man kann sie gewissermaßen als die Stammmutter jener Modeschönheiten, welche noch in unseren Tagen mit dem Namen Löwinnen bezeichnet werden, betrachten, denn Tallemant de Réaux schreibt von ihr:

„Die Gluth ihrer Liebe, ihr Muth, ihr Stolz, ihr lebhaftes Auge, ihre zu goldnen Haare erwarben ihr den Beinamen der Löwin."

Auf eine höchst eigenthümliche Weise steht die Paulet in einer gewissen Beziehung zur Ermordung Heinrichs IV. Dieser hatte nämlich seinen Aerger daran, daß der junge Herzog von Vendôme solch einen Widerwillen gegen die Damen bezeigte, und war eben auf dem Wege zu Mademoiselle Paulet, um den jungen Bären bei dieser eine kleine Schule der Galanterie durchmachen zu lassen, als das Attentat stattfand.

An Warnungen und Vorhersagungen hatte es indessen nicht gefehlt.

Zwei Mal schon hatte er sich in augenscheinlicher Lebensgefahr befunden.

Das erste Mal bei der Belagerung von La Fère. Er begleitete die Herzogin von Beaufort auf der Fahrt von Travecy nach Mouy. An einer schlechten Wegstelle wurden die Pferde scheu, gingen durch und zogen den Wagen in einen Abgrund. Der Wagen ward zertrümmert, die vier Pferde theils getödtet, theils verstümmelt, während der König und Madame de Beaufort gar keinen Schaden erlitten.

Das zweite Mal war bei jener schon früher erwähnten Ueberfahrt auf der Fähre von Neuilly, wo der Wagen ins

Wasser fiel. Fünf Personen befanden sich darin: der König, die Königin, die Prinzessin von Conti, der Herzog von Montpensier und der Herzog von Vendôme. Der König und der Herzog von Montpensier waren aus dem Wagen gesprungen, bevor dieser ins Wasser fiel; allein die Königin, die Prinzessin von Conti und der Herzog von Vendôme waren nicht so glücklich. Die Prinzessin von Conti, welche auf der Seite des Wagens saß, die oben schwamm, ward zuerst herausgezogen. Der Wagen sank immer tiefer. Herr von La Châtaigneraie sprang ins Wasser, er faßte die Königin bei den Haaren und zog sie heraus. Der Herzog von Vendôme blieb allein noch übrig; La Châtaigneraie tauchte zum zweiten Male unter und hatte das Glück, auch diesen jungen Prinzen zu retten.

Zur Belohnung — wenn nämlich überhaupt dergleichen Dienste belohnt werden können — erhielt La Châtaigneraie eine Hutrose von Diamanten, im Werthe von viertausend Thalern, und ward zum Capitain der Garden der Königin ernannt.

In Deutschland hatte man dem König das Horoscop gestellt. Dies besagte, daß sein Leben durch einen Gewaltstreich plötzlich enden würde, und zwar im siebenundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Ein großer Mathematikus hatte nebst dem ausgerechnet, daß Heinrich IV. mit siegreichen Schritten der Monarchie über Europa entgegengehen würde, wenn ein furchtbares Ereigniß, das ihm drohe, ihn nicht mitten in seiner Ruhmesbahn aufhielte.

Derselbe Mann, der dem Herzog von Guise dessen Ermordung zu Blois vorausgesagt hatte, und dem Herzog

von Mayenne den Verlust der Schlacht bei Ivry, prophezeihete auch vom Könige, daß er noch in diesem Jahre, 1610, eines gewaltsamen Todes sterben werde.

In Montargis hatte man auf dem Altare eine gleiche Prophezeihung gefunden, und zu Boulogne wollte man sogar ein Muttergottesbild Thränen vergießen gesehen haben.

Die Marschallin von Retz erzählte: die Königin Katharina von Medicis sei eines Tages zu einem berühmten Magier gegangen, um von diesem zu erfahren, was aus ihren Söhnen werden würde und welcher von ihnen die anderen überleben werde. Darauf habe der Magier ihr einen Spiegel gezeigt, einen Saal vorstellend, in welchem jeder ihrer Söhne ihr erschienen, so viel Mal den Saal umschreitend, als derselbe Jahre regieren würde.

Franz II. war zuerst erschienen und nur einmal um den Saal geschritten; darauf Karl IX. vierzehn Mal, dann Heinrich III. fünfzehn Mal, endlich sei Heinrich von Bearn erschienen, habe den Saal einundzwanzig Mal umschritten und sei dann plötzlich verschwunden.

Es ist bekannt, daß Heinrich IV. vor Beginn des beabsichtigten Feldzugs Maria von Medicis feierlich als Königin von Frankreich krönen lassen wollte, damit im möglichen Falle seines Todes keine Streitigkeit über die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Dauphins entstünde.

Während der Vorbereitungen zu dieser Krönung zeigte man dem Könige eine Prophezeihung, die man aus Spanien erhalten hatte. In derselben war gesagt, daß ein großer König, der in seiner Jugend einmal Gefangener ge-

wesen sei, im Monat Mai desselben Jahres sterben werde. Der König aber schüttelte lachend den Kopf und sprach:

„Man muß sich auf Nichts verlassen, und am allerwenigsten auf das, was aus Spanien kommt."

Aber gleich darauf wendete er sich zu Sully und sagte:

„Und dennoch, Sully, lastet irgend Etwas auf meinem Herzen, was mich verhindert, recht fröhlich zu sein."

Der nach altem Brauch am ersten Mai im Hofe des Louvre gepflanzte Maienbaum fiel ohne alle äußere Veranlassung am neunten desselben Monats um, und zwar mit dem Wipfel nach der kleinen Treppe des Königs zu.

Bassompierre und der Herzog von Guise lehnten in dem Augenblicke auf dem Eisengeländer des Perrons vor den Zimmern der Königin. Bassompierre schüttelte bedenklich den Kopf und sagte, dem Herzog von Guise den Baum zeigend:

„Wären wir in Deutschland, oder in Italien, so würde man sagen, daß dies ein schlimmes Vorzeichen sei und den Fall des Baumes bedeute, unter dessen Schatten die Welt Schutz sucht."

Der König, der hinter ihnen stand, ohne daß sie es wußten, steckte plötzlich zu ihrem großen Erstaunen seinen Kopf zwischen den ihrigen durch.

„Haben Sie gehört, was ich sagte, Sire?" frug Bassompierre.

„Meiner Treue, ja!" antwortete der König; „aber seit zwanzig Jahren schon habe ich die Ohren voll von der-

gleichen Prophezeihungen; es wird nur geschehen, was Gott will!"

In einer und derselben Nacht hatte die Königin zwei Träume hintereinander, die diese unbestimmten Befürchtungen noch vermehrten.

Zuerst träumte ihr — es war in der Nacht nach der Krönungsfeierlichkeit — alle Diamanten, welche man in ihre Krone eingesetzt, hätten sich plötzlich in Perlen verwandelt. Perlen im Traume bedeuten aber Thränen.

Sie schlief wieder ein, aber kaum eine halbe Stunde darauf fuhr sie von Neuem mit einem lauten Schrei und am ganzen Körper zitternd, aus dem Schlafe empor.

„Was ist Ihnen, mein Liebchen?" frug der König.

„Ach! ich habe einen abscheulichen Traum gehabt."

„Welchen denn?"

„Ach nein! es war Nichts — Sie wissen ja, Träume sind Schäume."

„Aber dennoch —"

„Nun denn, mir träumte, irgend Jemand versetzte Ihnen auf der kleinen Treppe einen Messerstich."

„Zum Glück ist es nur ein Traum."

„Wollen Sie mir nicht erlauben," bat die Königin, „daß ich die Renouillière wecke?"

Die Renouillière war nämlich die erste Kammerfrau der Königin.

„Zu was denn um solcher Kleinigkeit willen einen solchen Lärm machen!" sagte der König und schlief alsbald wieder ein.

„Denn — sagt Mathieu, einer seiner Geschichtsschrei-

ber — der König hatte so eine merkwürdige Natur, daß es jederzeit und überall in seinem Willen stand, zu schlafen oder zu wachen."

Diese beiden Träume beunruhigten die Königin im höchsten Grade. Sie hatte in ihrem Leben bereits mehrere derartige Träume in Erfüllung gehen sehen: sie hatte den Tod des Papstes Leo XI. geträumt, und in diesem Traume hatte ihr der Cardinal Aldobrandini zu ihrem Troste gesagt, sein Nachfolger würde ihrem Hause nicht weniger zugethan sein — und dieser Nachfolger war Paul V. gewesen. Dann hatte ihr geträumt, ihr Oheim, der Großherzog Ferdinand sei gestorben; sie schickte zu dessen Agenten in Paris und ließ ihn fragen, was er für Nachrichten aus Florenz habe; der Agent ließ ihr zurück sagen, Alles stünde dort vortrefflich, und vier Tage darauf erhielt er die Nachricht vom Tode seines Herrn.

Als Heinrich am 13. Mai, Abends, Trictrac spielte, war es ihm mehrmals, als ob er Blutflecken vor sich auf dem Elfenbein sähe.

Er versuchte es, sie mit seinem Taschentuche wegzuwischen, ohne Etwas davon zu sagen; endlich aber fragte er seinen Mitspieler, ob er nicht die Blutflecken ebenfalls sähe?

Zugleich ward er von fürchterlichem Herzklopfen befallen, stand auf und verließ das Zimmer, um ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Nach dem Spiele speis'te die Königin in ihrem kleinen Cabinet zu Nacht, wo sie nur von ihren Ehrenfräuleins bedient ward. Der König kam herein, setzte sich neben

sie und trank — weniger aus Durst, als in einer Anwandlung ehelicher Zärtlichkeit — zwei Mal den Rest dessen, was sie in ihrem Glase gelassen hatte.

Plötzlich sprang er wiederum auf und ging zu Bett.

In dieser Nacht war es, wo die Königin jene beiden Träume hatte.

Folgen wir Minute für Minute — so weit wir die Nachrichten haben erforschen können — dem Verlaufe dieses denkwürdigen 14. Mai 1610.

Der König stand noch früher auf, als dies sonst gewöhnlich zu geschehen pflegte, das heißt um vier Uhr Morgens. Er ging sogleich in sein eigenes Cabinet hinüber und kleidete sich an.

Während des Ankleidens ließ er Herrn von Ramburc zu sich rufen, der am Abend zuvor von einer wichtigen Sendung zurückgekommen war, um mit ihm zu arbeiten; dann warf er sich um sechs Uhr wieder auf ein Ruhebett, um ungestört zu beten.

Während er betete, hörte man an die Thüre kratzen.*)

„Lassen Sie ein," sagte er; „es wird Herr von Villeroi sein."

Er hatte diesen in der That durch la Varenne rufen lassen.

Er sprach einige Zeit von Geschäften mit ihm, verwieß ihn wegen des Anderen nach den Tuilerien und bat

---

*) Die damals bei hohen Herrschaften übliche Sitte statt des Anklopfens.

ihn, die Vorhänge zuzuziehen, damit er ruhig fortbeten könne.

Nach dem Gebete beendete er noch die Angelegenheit mit dem Herzog von Savoyen und drückte selbst sein Siegel auf die Papiere.

Hierauf ging er in die Tuilerien hinüber, spazierte länger als eine halbe Stunde mit dem Dauphin im Garten umher, sprach mit dem Cardinal von Joyeuse und mehrern anderen Herren vom Hofe, und empfahl dringend die Schlichtung der Streitigkeiten, welche bei Gelegenheit der Krönung der Königin zwischen dem spanischen und dem venetianischen Gesandten entstanden waren.

Als er den Dauphin verließ, ging er in die Kirche der Feuillants, um eine Messe zu hören, wie er öfters zu thun pflegte.

Zuweilen traf es sich, daß er erst nach zwölf Uhr hinkam, und in diesem Falle verfehlte er niemals, sich bei den geistlichen Herren wegen dieser Verspätigung höflich zu entschuldigen.

„Verzeihen Sie, hochwürdige Väter," sagte er dann immer, „ich habe gearbeitet. Wenn ich für mein Volk arbeite, so bete ich. Arbeiten, statt zu beten, das heißt den lieben Gott um des lieben Gottes willen hintansetzen."

Dann kehrte er nach dem Louvre zurück; bevor er sich aber zum Frühstück setzte, wollte er noch mit einem Manne, Namens Descure, sprechen, dem er Auftrag gegeben hatte, den Uebergang über den Fluß Semoi zu untersuchen.

Descure berichtete, daß der Uebergang leicht, bequem und durch Château-Renaud, ein zu den Besitzungen der

Frau Prinzessin von Conti gehöriges Schloß, hinreichend gesichert sei.

Der König war sehr erfreut über diese Nachricht; man hatte ihm gesagt, der Marchese Spinola habe sich aller dieser Uebergangspunkte bemächtigt, und nun erfuhr er durch Descures Rapport, daß dem nicht allein nicht so sei, sondern auch, daß seine Armee durch den Herzog von Nevers in den trefflichsten Stand gesetzt sei, daß die Schweizertruppen sich bereits mit diesem vereinigt, und daß die Artillerie und alle Equipagen in Bereitschaft wären.

Dann speiste er und während der Mahlzeit ließ er Herrn von Nerestan rufen, um diesem vieles Verbindliche über die treffliche Haltung seines Regiments, die Schnelligkeit und Vollständigkeit, mit der es ausgerüstet worden, zu sagen, und versicherte ihm schließlich, daß alle gehabten Unkosten ihm pünktlich wieder erstattet werden würden.

„Sire," antwortete Herr von Nerestan, „ich strebe nur stets danach, Ew. Majestät nützlich zu sein, ohne an Belohnungen und dergleichen zu denken, denn ich weiß ja, daß ich unter einem so großen und so edelmüthigen Könige niemals arm sein werde."

„Ja, ja, Sie mögen Recht haben, Herr von Nerestan," sprach Heinrich; „es mag dem Unterthan wohl anstehen, seine geleisteten Dienste zu vergessen, den Königen steht es aber noch besser an, sich deren zu erinnern. Meine Diener sollen sich auf mich verlassen, und ich muß für sie sorgen. Es ist freilich wahr, daß Manche, denen ich viel mehr Gutes gethan, als Ihnen, es nicht so wie Sie erkennen. Was

wollen Sie! große Wohlthaten rufen große Undankbarkeiten hervor!"

Als er eben diese Worte sprach, traten Madame — welche später Madame Henriette hieß — Madame Christine — spätere Herzogin von Savoyen, und Mademoiselle von Vendôme herein.

Der König frug die drei Kinder, ob sie schon gegessen hätten.

Frau von Montglat, ihre Gouvernante, erwiderte, daß Sie den Prinzessinnen in Saint-Denis hätte zu essen serviren lassen, wo sie sich eben die Reliquien und den Schatz besehen hätten.

„Habt Ihr Euch wohl unterhalten?" frug der König die Kinder.

„Ja wohl," sagte Mademoiselle von Vendôme; „nur hat der Herr Herzog von Anjou sehr geweint."

„Warum das?"

„Weil man ihm, als er sich ein Grabmal besah, und er fragte, wer darin läge, antwortete: Sie lägen darin."

„Das arme, liebe Kind!" rief Heinrich IV.; „das ist, weil es mich so sehr liebt. Gestern, während der Feierlichkeit, wo er mich nicht sah, hat er fortwährend gerufen: Papa! Papa!"

Nach dem Frühstück verweilte der König längere Zeit mit dem Präsidenten Jeannin und mit Arnault, Intendanten der Finanzen, und sprach mit diesen über seine Zukunftspläne, Reform des Staats, Regelung der Abgaben, Minderung des Elends und der Unterdrückung des Volkes;

er wolle nicht mehr, sagte er, daß das Gold in Frankreich größere Gewalt ausübe, als Tugend und Verdienst, noch daß die Verkäuflichkeit der Aemter alles Heilige und Ehrwürdige profanire, und er beschwöre sie, seine Absichten und Bestrebungen als treue Diener redlich und muthig zu unterstützen.

Hierauf verfügte er sich in die Zimmer der Königin, nur von dem Marquis de la Force begleitet.

Die Königin war in ihrem Cabinet, wo sie Befehle ertheilte, um ihren feierlichen Einzug so pomphaft und glanzvoll wie möglich zu machen.

Im Augenblick, als Heinrich IV. auf der Schwelle erschien, ersuchte sie den Bischof von Beziers, ihren Groß-Almosenier, in die Conciergerie des Palastes zu gehen, dort zwei Rentmeister mit sich zu nehmen und mit ihnen Anstalten für Befreiung der Gefangenen zu treffen.

Und als der König hörte, daß die Herzogin von Guise davon sprach, ausfahren zu wollen, sagte er:

„Bleiben Sie bei uns hier, Cousine; wir wollen noch einmal recht fröhlich sein."

„Ganz unmöglich, Sire," antwortete sie; „ich muß fort; ich habe einige Parlamentsadvokaten zu einer Berathung zusammenberufen."

„Nun denn," sagte der König, „so will ich der Prinzessin von Conti einen Besuch abstatten; ich habe nebstdem große Lust, nach dem Arsenal zu fahren; aber, wenn ich hingehe, so weiß ich auch schon, daß ich in Zorn gerathen werde."

„So gehen Sie nicht hin, Sire!" rief die Königin;

„bleiben Sie bei uns und erhalten Sie sich Ihre gute Laune.“

Aber trotz dieser Einladung der Königin verließ er ihr Cabinet und kehrte in das seinige zurück, um zu schreiben. Er fühlte sich von einer geheimen Unruhe befallen, wie Jemand, dem irgend ein großes Unglück droht und der, von seinem Instinct getrieben, demselben entfliehen möchte.

Er setzte sich an seinen Tisch, nahm Feder und Papier und fing an zu schreiben.

Aber schon nach der fünften Zeile warf er die Feder wieder weg, ließ La Claverie rufen, den er wegen der Zwistigkeit, die bei der Krönung zwischen dem spanischen und venetianischen Gesandten statt gefunden, zu letzterem geschickt hatte, und plauderte einige Zeit mit ihm. Dann setzte er sich wieder hin, beendete den angefangenen Brief, übergab ihn der Person, die darauf wartete, trat dann an ein Fenster, legte die Hand an die Stirn und rief:

„Mein Gott! was habe ich nur, das mich so unruhig macht?“

Hierauf ging er wieder ins Cabinet der Königin.

Dort sprach er lange mit La Claverie, und wiederum von seinen Zukunftplänen, aber in einer Weise, als ob er im Augenblicke sterben werde und seine Beamten gern noch einmal zu gewissenhafter Erfüllung seines letzten Willens anzufeuern bemüht sei.

Im Verlaufe des Gesprächs waren Beide in ein anderes Zimmer getreten, worauf sie sich trennten.

„Sire,“ sagte der Kanzler, „ich werde jetzt Ihren Staatsrath halten.“

„Und ich," sprach der König, ihn lebhaft umarmend, „ich will von meiner Frau Abschied nehmen."

Hierauf kehrte er abermals in das Cabinet der Königin zurück, und fing dort an mit seinen Kindern zu spielen.

„Ich weiß nicht, wie mir heute ist, Madame," rief er dann plötzlich, „aber ich kann mich nicht entschließen, Sie zu verlassen!"

„Ei so bleiben Sie bei uns," sagte die Königin. „Wer zwingt Sie denn auszugehen?"

Der König wendete sich an Vitry, seinen Garde-Capitain.

„Gehen Sie in den Palast, Vitry," sagte er zu diesem, „und sehen Sie einmal nach, wie es mit den Anstalten zum königlichen Feste steht. Ich werde um sechs Uhr selbst hinüber kommen und mich überzeugen, ob alle meine Befehle vollzogen sind."

„Sire," sprach Vitry, „ich werde Ew. Majestät Befehlen gehorchen, allein ich gestehe offen, daß ich lieber hier bliebe."

„Und warum das?"

„Sire, ich kann nicht füglich an zwei Orten zugleich sein. Wenn ich Sie nun auf der Jagd wüßte, oder auf einem Spaziergange, ohne ihre Garden, mit nur geringer Begleitung, ich würde keinen Augenblick ruhig sein können. Bedenken Sie meine Besorgnisse, in dieser großen Stadt, die eben jetzt von einer unzähligen Menge fremden, unbekannten Gesindels wimmelt!"

„Schon gut, schon gut!" erwiderte der König. „Sie sind ein Schmeichler und Courmacher, Vitry; Sie wollen

nur gern hier bleiben, um mit den Weibern zu schwatzen. Thun Sie, wie ich Ihnen sage; seit fünfzig Jahren bewache ich mich selbst, ohne Gardecapitain, und werde es wohl auch heute noch können."

„O was das betrifft," sprach Vitry, „so brauchen Ew. Majestät sich nicht selbst zu bewachen. Ich habe unten zwölf Mann in Bereitschaft, die Ew. Majestät überall hinbegleiten werden, wohin Sie es wünschen."

Und damit empfahl sich Vitry.

Hierauf ging der König aus dem Zimmer der Königin auf den Perron und fragte, ob seine Kutsche bereit sei.

Man antwortete ja.

Diese Frage und Antwort ward von einem Manne gehört, der vor dem Thore des Louvre auf einer Steinbank saß, auf welcher die Lakaien gewöhnlich ihre Herrschaft zu erwarten pflegten, ohne daß Jemand auf ihn geachtet hatte. Er stand nun auf und legte sich zwischen den beiden Thorwegen auf die Lauer.

Der König kehrte in das Cabinet zurück und nahm dreimal Abschied von der Königin; er umarmte sie und drückte sie an sein Herz, als würde es ihm unendlich schwer, sich von ihr loszureißen.

„Sire," sagte die Marschallin de la Chastre lächelnd, als sie diese Liebkosungen sah, „ich glaube, daß Ew. Majestät täglich verliebter in die Königin werden."

„Nun, liebe Marschallin, was haben Sie dagegen einzuwenden?"

„Im Gegentheil, Sire; ich sage, daß alle Ihre treuen

Diener darüber nur eine große Befriedigung empfinden können."

„Und ich eine große Freude," sagte die Königin.

Heinrich umarmte Maria von Medicis noch ein viertes Mal, und verließ dann das Gemach.

Als er die kleine Treppe hinabstieg, begegnete er dem Marschall Bois-Dauphin, dem er noch im Vorbeigehen empfahl, sich zur baldigsten Abreise zur Armee bereit zur halten.

Im Hofe angelangt, sah er den kleinen Herzog von Anjou mit einigen Genossen spielend, und, auf Bassompierre zeigend, rief er ihm heiter zu:

„Kennst Du diesen Herrn da?"

Endlich, drei Viertel auf vier Uhr stieg er in die Kutsche und nahm den obersten Platz ein; als er aber den Herzog von Epernon in der Nähe sah und hörte, daß dieser auch in Geschäften ausgehen wolle, lud er ihn ein, an seiner Rechten Platz zu nehmen.

Zum Verständniß für diejenigen Leser, die es vielleicht noch nicht wissen, müssen wir hier bemerken, daß die damaligen Kutschen weit größer und anders construirt waren, als unsere heutigen. Außer dem Vorder- und dem Rücksitze hatten sie noch zwei Quersitze zu beiden Seiten an den Schlägen.

An dem auf des Königs Seite saßen der Marschall de Lavardin und Herr von Roquelaure; auf dem an der anderen Seite der Herzog von Montbajon und der Marquis de la Force, auf dem Rücksitze endlich Herr von

Liancourt, der erste Stallmeister, und der Marquis von Mirabeau.

Der Stallmeister vom Dienst erbat sich die Befehle des Königs, wohin der Kutscher fahren solle.

„Zunächst aus dem Louvre," sagte der König.

Als man unter dem ersten Thorgewölbe war, befahl der König, die Ledervorhänge der Kutsche auf allen Seiten zu öffnen.

Jener unbekannte Mann stand zwischen beiden Thoren auf seinem Posten; als er aber den Herzog von Epernon auf des Königs Platze sitzen sah und letzteren dem Kutscher zurufen hörte: „Nach dem Arsenal!" hoffte er auf dem Wege einen geeigneteren Platz zur Ausführung seines Anschlages zu finden und schlüpfte zwischen dem Wagen und der Mauer durch.

Dem Hotel Longueville gegenüber angelangt, ließ der König die Kutsche halten und sendete seine gewöhnliche Escorte der königlichen Garde zurück.

Der Kutscher frug zum zweiten Male, wohin er fahren solle.

„Nach dem Kreuze du Trahoir!" rief der König.

„Und von da?"

„Das werde ich später sagen."

Am Kreuze du Trahoir war der König einen Augenblick unschlüssig, ob er zu Mademoiselle Paulet oder nach dem Arsenal fahren solle. Er entschied sich zuerst für's Arsenal und wollte von da auf dem Rückwege zu Mademoiselle Paulet.

Er bog den Kopf aus der Kutsche und rief ganz laut:

„Ueber den Kirchhof des Innocents nach dem Arsenale!“

Da es sehr warm war, so nahm er den Mantel von der Schulter und legte ihn über das Knie.

Am Eingange zur Straße de la Ferronnerie sah der König den Herrn von Montigny in seiner Kutsche vorbeifahren, bog sich abermals heraus und rief ihm zu:

„Herr von Montigny, Ihr Diener!“

Hierauf bog die königliche Kutsche in die Straße de la Ferronnerie ein.

XIV.

Die Straße war damals durch eine Menge Buden und Verkaufsstände beengt, die längs der Kirchhofmauer des Innocents errichtet waren.

Schon am 14. Mai 1554, also gerade sechsundfünfzig Jahre vorher, hatte Heinrich II. von Compiegne aus ein Edict erlassen, daß diese Buden der Straße de la Ferronnerie, da sie den gewöhnlichen Weg der Könige von Frankreich, wenn diese sich vom Louvre nach ihrem Schlosse Tournelles begaben, ungemein behinderten, niedergerissen werden sollten. Das Edict war zwar vom Parlament ratificirt worden, aber nicht zur Ausführung gekommen.

Mitten zwischen diesen Buden und Verkaufsständen hatte der Mann, der vorher am Thore des Louvre gelauert, ein geeignetes Plätzchen gefunden.

Und wie zur Unterstützung seines scheußlichen Vorhabens mußte es sich auch treffen, daß die königliche Kutsche

am Eingange in die Straße von zwei Karren aufgehalten ward, von denen der eine mit Wein, der andere mit Heu beladen war.

Der Heuwagen, der die Mitte der Straße hielt, war Ursache, daß der Kutscher des Königs nicht nur ganz links herüber lenken, sondern auch jeden Augenblick halten mußte.

Man erinnert sich, daß der König den Herzog von Epernon auf den Platz zur Rechten genöthigt hatte und links saß.

Die Fußlakaien waren, bis auf einen, eben jener Hemmnisse wegen, seitab und über den Kirchhof des Innocents gegangen.

Mehrere Personen suchten in geschäftiger Eile zwischen der Kutsche und jenen Verkaufsbuden durchzuschlüpfen.

Unter diesen befand sich auch jener Mann, die rechte Hand unter den auf der linken Schulter hängenden Mantel und sich in derselben Richtung bewegend wie die Kutsche.

Der König hatte den Kopf nach rechts gewendet und sprach mit dem Herzoge von Epernon, dem er ein Papier gegeben hatte. Seine rechte Hand lag auf der Schulter des Herzogs, und mit dem linken Arm stützte er sich, etwas vorgebeugt, auf die Schulter des Herzogs von Montbazon, der den Kopf nach der anderen Seite bog, wie um es nicht zu hören, was der König zum Herzog von Epernon und dem Marschall von Lavardin sprach.

Die ganze Stellung des Königs war demnach wie ausstudirt, um es seinem Mörder möglichst bequem zu machen! —

Der König sagte eben:

„Bei unserer Zurückkunft vom Arsenal werde ich Ihnen die Pläne zeigen, die Descure für den Uebergang meiner Armee entworfen hat, und Sie werden damit eben so zufrieden sein als ich —"

Plötzlich unterbrach er sich:

„Ha! ich bin verwundet!"

„Dann setzte er hinzu:

„Es ist nichts."

Aber im selben Augenblicke stieß er mehr einen Seufzer als einen Schrei aus, und ein starker Blutstrom quoll ihm aus dem Munde.

„Ach, Sire!" schrie der Herzog von Epernon, „denken Sie an Gott!"

Der König mußte diese Worte noch gehört haben, denn er faltete die Hände und erhob den Blick gen Himmel; aber fast im selben Augenblicke sank auch sein Kopf auf die Schulter des Herzogs.

Er war todt! — —

Der Verlauf war folgender:

Der Mann mit dem Mantel hatte den Moment benutzt, wo der einzige Fußlakai, der noch beim Könige geblieben, sich bückte, um sein Strumpfband zu befestigen; er schlüpfte gewandt zwischen diesen und die Kutsche, streckte seinen Arm über das Wagenrad weg durch den Schlag und versetzte dem König rasch hintereinander zwei Messerstiche. Er wollte noch einen dritten Stoß führen, der jedoch nur durch den Aermel des Herzogs von Montbazon drang.

Der erste Stoß, auf den der König ausgerufen: „Ich

bin verwundet!" hatte zwischen der zweiten und dritten Rippe getroffen, war jedoch auf dem Brustmuskel hingeglitten, ohne ins Innere zu dringen; der zweite, etwas tiefer und gerade in die Seite, zwischen der fünften und sechsten Rippe, war in die Brust gedrungen, hatte einen Lungenflügel durchstochen und die Arterie unter dem linken Herzohre zerschnitten.

Darum war das Blut dem König sogleich aus dem Munde gestürzt.

Der Tod war fast ein augenblicklicher gewesen.

Auf diesen Schrei und die Bewegung im Innern des Wagens, hatte sich das Volk rasch um denselben gedrängt und den Mörder an der Flucht gehindert.

Der Kutscher war so bestürzt, daß er nicht wußte ob er vorwärts fahren oder zurückstoßen sollte.

Saint-Michel, einer der gewöhnlichen Edelleute vom Dienst, der hinter der Kutsche geblieben war, hatte den Stoß gesehen, aber zu spät, um ihm zuvorzukommen.

Er stürzte mit gezogenem Degen auf den Mörder los; aber der Herzog von Epernon schrie ihm zu:

„Bei Ihrem Kopf! berühren Sie ihn nicht! wir müssen ihn lebend haben. Zudem ist dem Könige Nichts widerfahren."

Er hatte die Hand des Mörders gefaßt und ihm das Messer entrissen.

Zu gleicher Zeit versetzte ihm der Graf von Curson einen Schlag mit dem Degenknopf an die Kehle, während La Pierre, einer der Capitains-Gefreiten der Garde, sich seiner Person bemächtigte.

Herr von Liancourt sprang aus dem Wagen und eilte auf das Stadthaus, um daselbst die erforderlichen Maßregeln anzuordnen, wie es sein Amt erheischte; der Marquis de la Force rannte spornstreichs nach dem Arsenal, um Sully herbeizurufen; Andere wieder begaben sich schleunigst nach dem Louvre, um dort die Schreckensbotschaft zu melden und für die Sicherheit des jungen Dauphins zu wachen.

Es war endlich gelungen, den Wagen umzulenken und wieder den Weg nach dem Louvre einzuschlagen.

Bei der Einfahrt in das Louvre schrieen mehrere Stimmen durcheinander: „Aerzte! Chirurgen! Wein herbei!"

Aber weder die Einen noch das Andere konnte mehr fruchten.

Man wußte bis dahin eigentlich nur, daß der König verwundet sei; von seinem Tode überzeugte man sich erst, als man ihn aus dem Wagen hob.

Der Herzog von Montbazon, Vitry, der Marquis von Noirmautiers und einige Stallmeister, die eben zugegen waren, trugen ihn in sein Cabinet und legten ihn auf das Ruhebette.

Petit, der erste Leibarzt, war herzugekommen. Er behauptete, der König habe erst auf seinem Bette den letzten Athemzug gethan; als er noch Zeichen des Lebens an ihm entdeckt, habe er ihm gesagt:

„Sire, denken Sie an Gott! Rufen Sie in Ihrem Herzen: „Jesus, Du Sohn Davids, erbarme Dich mein!"

Darauf habe der König noch dreimal die Augen aufgeschlagen.

Dasselbe hat ein anderer Edelmann gegen Mathieu, den Historiographen Heinrichs IV. bestätigt.

Sehen wir uns jetzt nach dem Mörder und den Beweggründen zu dessen Greuelthat um.

Noch am selben Tage stellte der Präsident Jeannin ein Verhör mit ihm an.

Man erfuhr nun, daß er sich François Ravaillac nenne, zu Angoulème, im Jahre 1579 geboren, und demgemäß einunddreißig Jahre alt sei. Seine Eltern hatten einen sehr langwierigen Erbschaftsprozeß geführt und waren, nachdem sie ihn verloren, in Armuth versunken. Er ward nun Novize und trat in das Kloster der Feuillants; bald darauf aber ward er wegen einer Gehirnschwäche wieder entlassen.

Sein Irrsinn äußerte sich ganz besonders durch eine schrankenlose Wuth gegen die Hugenotten.

Er kehrte in seine Heimath zurück, wo er wegen eines fanatischen Mordversuches zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt ward.

Im Kloster war er irrsinnig geworden, und im Gefängniß artete sein Irrsinn zur förmlichen Tollheit aus.

Schon dort hatte er in religiöser Verblendung den Vorsatz gefaßt, den König zu ermorden.

In dieser Absicht hatte er, nachdem er seiner Haft entlassen, mehrere Reisen von Angoulème nach Paris unternommen, die letzte zum Osterfeste; doch hatte er die Ausführung seines Vorhabens bis nach der Krönung der

Königin verschoben, weil er, wie er aussagte, diese erhabene Fürstin nicht einer so gerechten und wohlverdienten Ehre habe berauben wollen.

Und doch hätte er beinahe, wenn er an diesem letzten Tage nicht die Gelegenheit dazu gefunden, unverrichteter Dinge wieder nach Angoulème zurückkehren müssen, denn bei seiner Verhaftung fand man in Allem kaum noch drei Livres bei ihm.

Aber bevor die Glocke des Klosters des Innocents vier Uhr geschlagen, war der Mord geschehen.

Man hatte ihn zuerst nach dem Hotel Retz gebracht.

Um leichter mit ihm fertig zu werden, hatte der Präsident Jeannin, der ihn zuerst verhörte, zu ihm gesagt, der König sei nicht todt.

„Sie täuschen mich nicht," antwortete Ravaillac kopfschüttelnd; „das Messer ist so tief eingedrungen, daß mein Daumen das Wamms des Königs berührte."

Unter den Papieren, die man bei ihm fand, war auch ein Gedicht in Stanzenform, für einen Menschen gedichtet, der zum Richtplatze geführt wird. Man fragte ihn, wo er es her habe.

„Von einem Apotheker aus Avignon," antwortete er, „der sich zuweilen damit abgiebt, Verse zu machen, und meine Meinung über diese wissen wollte."

Sonnabend, den 15. Mai, ward er nach der Conciergerie des Palastes gebracht und dort von den Präsidenten de Harlay, Blancmesnil, und den Gerichtsräthen Boin und Courtin verhört.

Allein der Mörder leugnete hartnäckig, irgend einen

Mitschuldigen zu haben; er habe nur einer Stimme von oben gehorcht, und als er vernommen, der König sei im Begriff gegen den Papst Krieg zu führen, da habe er gemeint, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, wenn er Denjenigen tödte, der sich gegen dessen Stellvertreter auf Erden auflehne.

So bestimmt und beharrlich auch seine Aussagen in dieser Beziehung blieben, wollte man ihm doch nicht glauben. Es wurden von verschiedenen Seiten neue Arten der Tortur in Vorschlag gebracht, um ein Geständniß von ihm zu erpressen.

Die Königin selbst empfahl einen Fleischer, der sich erboten hatte, dem Mörder lebendig die Haut abzuziehen, und zwar so geschickt, daß er noch hinreichende Kraft behalten solle, seine Mitschuldigen zu nennen und die Hinrichtung zu bestehen.

Der Gerichtshof bewunderte dieses Anerbieten einer Fürstin, welche auf solche Weise ihren Willen zu erkennen gab, daß die Gerechtigkeit nichts verabsäumen möge, das begangene Verbrechen bis auf jede Kleinigkeit zu erforschen, und nach seiner Größe zu bestrafen; er lobte diesen Eifer einer Wittwe und einer Mutter, glaubte aber das Erbieten nicht annehmen zu dürfen.

Ein Architekt, Namens Balbany, Erfinder einer neuen Art von Cisternen, schlug eine ganz absonderliche Tortur seiner Erfindung vor: man solle ein trichterförmiges Loch in die Erde machen, so hoch und so glatt, daß der Körper nirgend einen Stützpunkt finden könne. In dieses solle man den Verbrecher stecken, der dann durch seine eigene

Schwere und in Folge einer Erschöpfung seiner Kräfte bis auf die Fersen herab zusammenknicken und ohne anderweite Gefahr für sein Leben die fürchterlichsten Schmerzen ausstehen würde; man könnte äußersten Falles den Patienten von Zeit zu Zeit auf einige Stunden wieder herausziehen, um ihn so weit sich erholen zu lassen, daß er die Tortur von neuem aushalten könne, und so fort, bis er Alles bekannt habe, was man von ihm wissen wolle.

Der Gerichtshof hielt sich jedoch für nicht befugt, eine andere als die übliche Tortur anzuwenden. Nur über einen Punkt war er in Zweifel:

Sollte das peinliche Verhör vor Ausspruch des Todesurtheils stattfinden, oder nachher?

Das gewöhnliche Gerichtsverfahren schrieb eigentlich hier klar vor, was zu thun sei:

Das peinliche Verhör fand entweder vor der Verurtheilung statt, um das Geständniß des Verbrechens zu erlangen, oder nach der Verurtheilung, um die Mitschuldigen und Anstifter zu entdecken.

Das Erstere war nicht nöthig, da der Verbrecher nicht nur auf der That selbst ergriffen worden war, sondern sie auch nicht leugnete, ja sich ihrer sogar rühmte.

Gleichwohl wollte man das Urtheil nicht fällen, bis man Alles wisse.

Man schlug überall in den Gerichtsacten nach und fand endlich einen Fall, der aus der Verlegenheit half.

Ein Mann, der Ludwig XI. hatte vergiften wollen, erhielt zu wiederholten Malen die Feuertortur mehrere Tage vor seiner Verurtheilung.

Demgemäß entschied das Parlament, daß der Mörder dreimal an drei verschiedenen Tagen das peinliche Verhör erleiden solle.

Aber Ravaillac ertrug schon den ersten Tag mit so viel Muth und Standhaftigkeit, seine Aussagen blieben sich so gleich, daß man befürchtete, er möge zu sehr erschöpft werden, um die ganze Hinrichtung auszuhalten.

Und furchtbar war diese in der That!

Der General-Procurator la Guesle, der krank war, that seiner Natur Gewalt an und ließ sich in den Gerichtssaal tragen, um den königlichen Advokaten Vorschläge zu einer ganz absonderlichen Verschärfung der Hinrichtungsmartern zu machen, die denn auch in Berücksichtigung des unerhörten Verbrechens angenommen wurden.

Das Urtheil lautete:

„In Betracht des göttlichen und irdischen Majestäts-„verbrechens, welches der sehr böse, abscheuliche und höchst „verächtliche Vatermörder an der geheiligten Person des „Staatsoberhauptes und Königs, ruhmvollen und gütigen „Andenkens, begangen zu haben überführt und eingeständig ist —

„Und zur Sühnung dieses Verbrechens, verurtheilen „wir den Mörder zur öffentlichen Buße und Abbitte, vor „dem Hauptthore der Kirche Notre-Dame von Paris, „nackt im bloßen Hemde, eine brennende Pechfackel von zwei „Pfund an Gewicht in der Hand, zu sagen und zu erklären, wissentlich und verrätherischer Weise den König durch „zwei Messerstiche in seinen Körper getödtet zu haben; von „da nach dem Grèveplatze geführt zu werden, dort auf ei-

„nem Schaffot an den Brüsten, den Armen, den Schen-„keln, den Waden mit glühenden Zangen gezwickt und in „diese Stellen geschmolzenes Blei, siedendes Oel, brennendes „Harz, geschmolzenes Wachs und Schwefel, zusammenge-„mischt, gegossen zu werden; die rechte Hand, von dem „Messer durchstochen, mit welchem der schreckliche Vater-„mord geschehen, in Schwefelfeuer verbrannt zu werden; „hierauf soll sein Körper von vier Pferden in Stücke zer-„rissen, die Glieder und der Rumpf im Feuer verbrannt, „in Asche verwandelt und in alle Winde gestreut werden; „endlich soll sein Hab und Gut eingezogen, das Haus sei-„ner Geburt dem Erdboden gleich gemacht, sein Vater und „seine Mutter aus dem Königreiche Frankreich verbannt, „und alle seine übrigen Verwandten gezwungen werden, ih-„ren Namen zu ändern."

Das Urtheil ward noch an demselben Tage vollstreckt, wo es gefällt worden war; alle Prinzen, Herren und Officiere der Krone, die Mitglieder des Staatsrathes, waren an den Fenstern des Hotel-de-ville, um der Hinrichtung zuzusehen, während die ganze Bevölkerung von Paris auf dem Grèveplatze versammelt zu sein schien.

Anfangs hatte man beabsichtigt, die Hand des Verurtheilten an derselben Stelle zu verbrennen, wo der Mord begangen worden war; man überlegte jedoch, daß wegen des engen Raumes dort nur wenige Zuschauer dem Vorspiele der eigentlichen Hinrichtung beiwohnen könnten, auch die Kräfte des Delinquenten dadurch zu sehr erschöpft werden dürften, um noch die anderweiten Strafen auszuhalten.

Bevor man den Verurtheilten nach dem Grèveplatze

führte, machte man noch einen Versuch mit dem peinlichen Verhöre und legte ihm die spanischen Stiefel an. Schon der erste Keil entriß ihm einen Schmerzensschrei, aber kein Geständniß.

„Mein Gott und Herr!" schrie er, „erbarme Dich meiner Seele und vergieb mir mein Verbrechen; aber strafe mich mit dem höllischen Feuer, wenn ich nicht Alles gesagt habe!"

Beim zweiten Keil schwanden ihm die Sinne.

Man beschloß, nicht weiter zu gehen und überlieferte ihn dem Scharfrichter.

Wie alle Fanatiker hatte er sein Verbrechen nur nach seiner eigenen Meinung beurtheilt und glaubte, das ganze Volk werde es ihm Dank wissen. Groß war daher sein Erstaunen, als er aus der Conciergerie trat und eine unabsehbare Menschenmenge ihn mit Drohungen, Flüchen und Wuthgeheul empfing.

So ging es fort bis an das Portal von Notre-Dame. Dort warf er sich mit dem Angesichte zu Boden, küßte das Ende seiner Fackel und zeigte eine tiefe Reue.

Es war dies um so mehr zu verwundern, als er noch kurz zuvor, ehe er das Gefängniß verließ, den König gelästert und sein Verbrechen gerühmt hatte.

Dieser Wechsel, welcher auf dem kurzen Wege vom Gefängnisse bis zur Richtstätte in ihm vorgegangen war, mußte ein gewaltiger sein, denn als er eben vom Karren steigen und der Doktor Tilsac, sein Beichtvater, ihm die Absolution ertheilen wollte und ihm empfahl, den Blick zum Himmel zu erheben, da sprach der Unglückliche:

„Das werde ich nicht thun, mein Vater, denn ich bin dessen nicht würdig.“

Und nach der Absolution:

„Mein Vater, möge der Himmel Ihre Absolution in ewige Verdammung umwandeln, wenn ich nicht die volle Wahrheit gesagt habe.“

Dann stieg er auf das Schaffot, wo er auf den Rücken gelegt und die Pferde sogleich an seine Hände und Füße gespannt wurden.

Das Messer, womit ihm die Hand durchstochen ward, war nicht dasselbe, mit dem er den Mord verübt hatte; dieses ward erst vom Henker dem Volke gezeigt, das bei seinem Anblicke ein Geschrei des Abscheues erhob, dann gab er es einem seiner Knechte, der es in einen Sack steckte.

Man bemerkte, daß der Verurtheilte, während man seine Hand verbrannte, noch den Muth hatte, den Kopf zu heben, um sie brennen zu sehen.

Erst beim Zwicken mit glühenden Zangen fing er an zu schreien.

Hierauf ward jene brennende Mischung langsam vom Scharfrichter in die Wunden gegossen.

„Es mußte dies,“ sagt Mathieu, „ohnstreitig der furchtbarste Schmerz der ganzen Hinrichtung sein, wie man deutlich an den Zuckungen des ganzen Körpers, dem Vibriren aller Muskeln sah. Alles das,“ fügt der Geschichtsschreiber hinzu, „war aber nicht im Stande, das Volk zum Mitleid zu bewegen. Es hätte gern, als Alles zu Ende war, die Hinrichtung noch einmal mit angesehen.“

Ein junger Mensch, der aus einem Fenster des Stadt-

hauses sah, und statt zu sagen: „Großer Gott, welche Quälerei!" sich unglücklicher Weise versprach und ausrief: „Großer Gott, welche Grausamkeit!" erregte von allen Seiten Drohungen gegen sich; man streckte schon die Fäuste nach ihm aus, und er mußte sich verbergen, um nicht in Stücke zerrissen zu werden.

Als man so weit gekommen war, machte man eine Pause. Die Priester näherten sich dem Delinquenten und beschworen ihn, die Wahrheit zu gestehen.

„Ich habe sie gesagt," antwortete er, „und kann nicht mehr sagen. Glaubt Ihr, nachdem mein Körper schon in solchen Zustand versetzt ist, ich wolle meine Seele in einen noch schlimmeren versetzen?"

Da gab man das Zeichen und die Pferde begannen anzuziehen. Da sie aber nach der Meinung des Volks noch nicht scharf genug zogen, spannte sich dies selbst mit an die Seile.

Ein Roßkamm, der eines der Hinrichtungspferde außer Athem sah, stieg von dem seinen, sattelte es ab und spannte es statt des anderen vor.

„Und dieses Pferd," — sagt der Berichterstatter, „that seine Schuldigkeit so wohl, daß es alsobald den linken Schenkel des Delinquenten ausrenkte."

Die Seile waren nur schlaff, und da der Unglückliche lange hin und her gezerrt, nach allen Seiten herumgeschleppt wurde, so ward er mit den Rippen gegen die Pfosten des Schaffots geschleudert, und bei jedem neuen Stoße brach eine Rippe; aber er war so stark, daß er einmal, als er eines seiner Beine an sich zog, das daran gespannte Pferd mit zurückzog.

Endlich, als der Scharfrichter sah, daß alle Glieder des Delinquenten ausgerenkt, zermalmt waren, er kaum mehr ein Zeichen des Lebens von sich gab und die Pferde nicht mehr konnten, hatte er Mitleiden mit ihm — vielleicht auch mit den Pferden — und wollte ihn viertheilen, um der Sache ein Ende zu machen.

Das Volk aber gewahrte nicht so bald seine Absicht, als es von allen Seiten auf das Schaffot stürzte und den Henkern den Körper aus den Händen riß. Die Lakaien hieben und stachen mit Degen auf ihn los, Jeder suchte ihm einen Fetzen Fleisch zu entreißen, so daß er statt in vier, in mehrere hundert Theile zerrissen ward. Ein Weib versuchte es mit den Nägeln, da sie aber sah, daß diese nicht genug faßten, gebrauchte sie ihre Zähne dazu. Genug, er ward in so viele Stücken zerrissen, daß der Scharfrichter, als er den letzten Theil des Urtheils vollziehen und die Stücken verbrennen wollte, nur noch einige Lappen des Hemdes übrig behielt!

Dagegen entstanden fast an allen Plätzen und Straßenecken von Paris Scheiterhaufen, auf denen einzelne Trophäen jener schauderhaften Siegesbeute verbrannt wurden.

Noch heute, das heißt nach mehr als zwei und einem halben Jahrhundert, sind nur Gott und der Verbrecher selbst Wissende des Geheimnisses jener Mordthat.

Man muß entweder Dem glauben, was der Mörder von sich selbst sagte: daß er ein Erleuchteter gewesen sei; oder was die Mehrzahl der vernünftigen Geschichtsschreiber sagt — daß er ein Fanatiker und Verrückter war.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

23

8. 30
4. 12
4. 30
1. 30
3. 12
24

45. 18
23

22 - 18

23. 30.
1. 36
1. 24
1.

4. 30
2. 42
1. 30
2. 48
12. 47
2. 30
24
1. 12
2. 36

30. 59
2. 48
16. 47
23

73 - 34
8. 30

82 - 4

138
40

18

154
40

34

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Große Männer im Hauskleide

Bd.: 1

Leipzig 1855

81.81422-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10704254-1